

Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



Die Jugend – was sie will, wie sie denkt

Plus: die grosse internationale Jugendumfrage



UNIVERSAL
UNIVERSAL MUSIC

viva

Attraktives Banking – mehr erleben

Meine Finanzen im Griff. Und «Don't Stop the Music» im Ohr.

Die neuen Viva Banking Pakete für Jugendliche und Studierende mit Zugang zu starken Angeboten aus der Viva Welt für 1 Jahr kostenlos.

credit-suisse.com/viva

Die Viva Banking Pakete sind Dienstleistungen der Credit Suisse AG und stehen in keinerlei Beziehung zur Viva Media GmbH, Berlin. Die Viva Media GmbH, Berlin, hat keine Verpflichtung und übernimmt keinerlei Haftung in Bezug auf den Vertrieb dieser Dienstleistungspakete. Detaillierte Informationen zum Leistungsumfang der Viva Banking Pakete finden Sie unter credit-suisse.com/viva. Copyright © 2012 Credit Suisse Group AG und/oder mit ihr verbundene Unternehmen.

Jetzt inklusive:
unlimitiertes Universal
Music Streaming

Diese Jugend!



In dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

1 Andreas Wellnitz

Der prämierte Fotoredaktor und Magazinberater («ZEITMagazin», «DU», «NZZ») kontaktierte fürs Bulletin weltweit junge Talente. Wie sehen sie ihre Generation durch die Linse? Zum Resultat sagt Wellnitz: «Die Ernsthaftigkeit der Bilder hat mich berührt.» *Seite 2*

2 Michael Spence

Der amerikanische Ökonom erhielt 2001 den Wirtschafts-Nobelpreis für seine Arbeiten über den Arbeitsmarkt. Er lehrt an der Stern School of Business der New York University. In seinem Essay schreibt Spence, wieso heute eine gleichmässigere Verteilung von Einkommen und Leistungen nötig ist. *Seite 33*

3 Georg Heitz

Als der Journalist und Buchautor 2009 zum Sportkoordinator des FC Basel ernannt wurde, absolvierte Xherdan Shaqiri gerade seine ersten Einsätze im Profi-Team. Exklusiv erzählt er die Entstehung des Hypes um den glamourösesten Schweizer Fussballer und die Genese seines Transfers zum FC Bayern München. *Seite 62*

4 Beatrice Schlag

Die renommierte Journalistin («Stern», Süddeutsche Zeitung Magazin», «Das Magazin», heute die «Weltwoche») reiste für das Bulletin nach Bulle. Bei der Begegnung mit Fernando Cuccaro, der noch minderjährig war, als sein Sohn zur Welt kam, überraschte sie sein grosser Ernst: «Die meisten 18-Jährigen sind mit sich selbst beschäftigt. Er sorgt sich um Kindererziehung und Familienleben.» *Seite 74*

Die Jugend von heute, das wusste Sokrates schon vor 2500 Jahren, habe schlechte Manieren und verachte die Autorität: «Die jungen Leute widersprechen ihren Eltern, sie legen die Beine übereinander und schwatzen, wo sie arbeiten sollten.» Der oft zitierte Ausspruch des griechischen Philosophen stammt – von 1966. Der Amsterdamer Bürgermeister Gijs van Hall erfand das vermeintliche Zitat für eine Rede nach einer Demonstration.

Dies ist nur eine von vielen Missdeutungen, wenn sich Erwachsene über Jugendliche äussern. Als etwa der deutsche Historiker Lutz Roth untersuchte, woher das Wort «Jugendlicher» stammt, stiess er im kaiserlichen Archiv beim entsprechenden Stichwort auf den Verweis «siehe Verbrecher». Die Wissenschaft zeichnet ein differenzierteres Bild von der Jugend im Jahr 2012: Sie ist – über die Kulturen hinweg – im Beruf sehr leistungsbereit, sie hält traditionelle Werte wie Freundschaft, Ehrlichkeit und Treue hoch und sie sieht die eigene Zukunft trotz globaler Wirtschaftskrise optimistisch. Das sind einige der zentralen Ergebnisse des Credit Suisse Jugendbarometers, das in Brasilien, in den USA und in der Schweiz erhoben wurde. Es ist eine einzigartige Umfrage, die nahe am Leben der Jugend ist und eine breite Palette verschiedener Lebensbereiche und Werthaltungen abbildet. Wer wissen will, wie die Jugend in diesen drei Ländern tickt, findet hier die wichtigsten Antworten.

Wir haben das Jugendbarometer zum Anlass genommen, das ganze Bulletin dem Thema Jugend zu widmen. Es ist ein Bulletin in neuer Gestaltung, mit neuen Inhalten und neuen Autorinnen und Autoren. Wir möchten künftig vermehrt Debatten über die wirtschaftlich und gesellschaftspolitisch relevanten Themen führen. Und wir möchten der zeitgenössischen Fotografie breiten Platz einräumen. Den Anfang machen junge Fotografinnen und Fotografen aus den verschiedensten Kulturen – von Dänemark über Tschetschenien und die Schweiz bis in den Iran –, die wir um ihre eindrücklichsten Bilder von Gleichaltrigen baten.

Wir wünschen Ihnen mit dem neuen Bulletin spannende Ein-sichten – und viel Spass.

Ihre Redaktion

Jugend fotografiert Jugend

Den Aussenblick der Erwachsenen kennen wir zur Genüge. Wie aber sehen sich die Jugendlichen selbst? In einer exklusiven Zusammenstellung präsentiert das Bulletin die Bilder von internationalen Talenten zwischen 16 und 24 Jahren aus 11 verschiedenen Ländern. Das fotografische Selbstbild dieser Generation ist geprägt durch den Fokus auf das reale Leben. Die Bilder sind nicht inszeniert und zynisch, sondern ernsthaft, natürlich, romantisch. Und sie widerspiegeln einige der wichtigsten Erkenntnisse des Credit Suisse Jugendbarometers 2012: den Rückzug ins Private und die Wichtigkeit von Freundschaft und Familie.

Ausgewählt von Andreas Wellnitz, Mitarbeit Maria Leutner



Titelbild:
OSCAR LEBECK, 19,
DEUTSCHLAND
«Nach einem langen Dienstagabend im Yorckschlösschen, einer Kulturturkneipe, die seit 1895 existiert, waren David und Jella auf der Suche nach einem Taxi. Der Verkehr brauste vorbei. Leise und ohne Blitz fing ich das Geschehen ein.»

OLIVIA BEE, 18, USA
«Ich schoss dieses Foto an der Hawthorne Waterfront in Portland, Oregon. Das Mädchen ist ein Engel.»

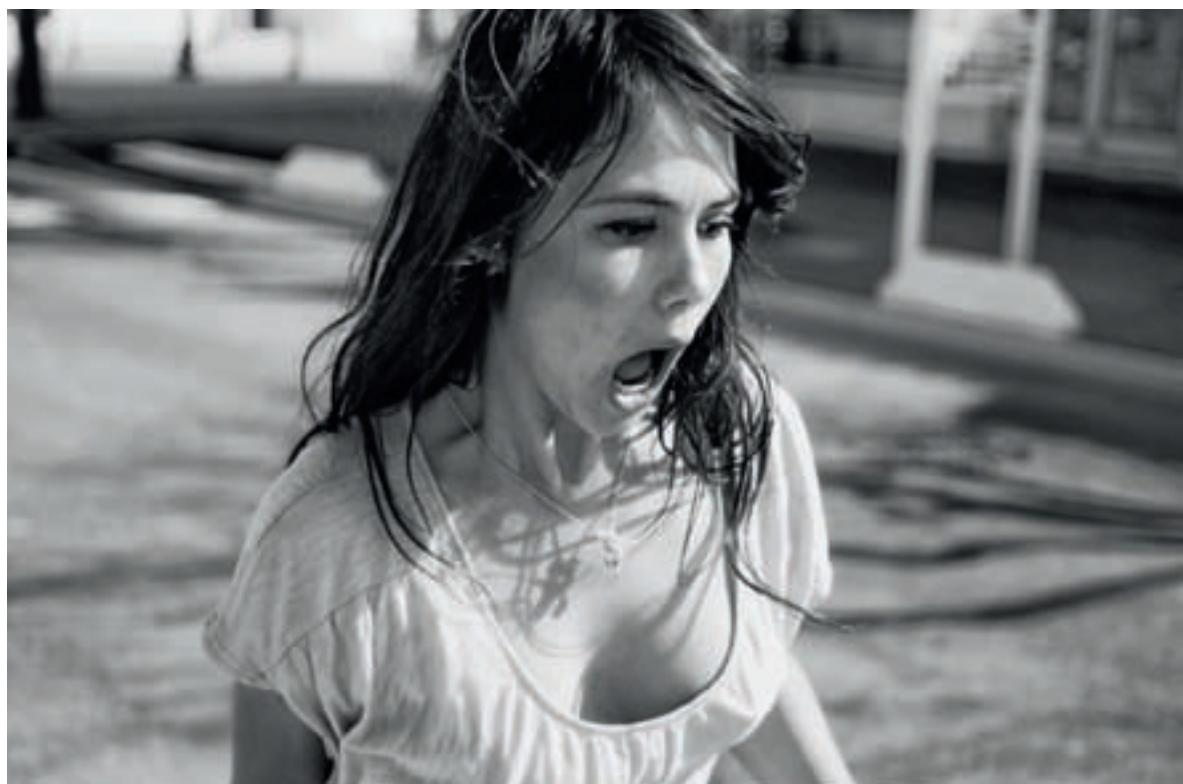
**OSCAR LEBECK, 19,
DEUTSCHLAND**
«Ich war auf dem Heimweg, als ich die Feuerwehrsirenen hörte. Auf der alten Holzbrücke standen einige Feuerwehrmänner mit ratlosen Gesichtern. Der junge Mann war bei normaler Geschwindigkeit gefahren, die nasse Tramschiene wurde ihm zum Verhängnis. Resigniert schaut er mit einem Polizisten zu, wie ein Kran seinen Smart aus dem Wasser hebt.»





ELKIE VANSTIPHOUT, 24,
BELGIEN

«Charlotte und ich waren in Südfrankreich im Urlaub. Wir kehrten zurück von einem Fotoshooting, da verstauchte sie sich den Zeh und begann zu schreien. Ich denke, ich habe den Schmerz gut erfasst – den kennen wir doch alle.»



MARGARET DUROW, 22,
USA

«Dieses Selbstauslöserfoto entstand am 2. Oktober 2007, genau ein Jahr nachdem mich George fragte, ob ich seine Freundin sein möchte. Seit sechs Jahren sind wir nun ein Paar und gleichzeitig beste Freunde, mit vielen Höhen und Tiefen.»



NINA HARTMANN, 22,
USA

«Das Bild gehört zu einer Serie, die sich Abhängigkeiten, Angstgefühlen und generell dem Gefühl des Andersseins widmet.»

*VALENTINA SUTER, 22,
SCHWEIZ*

«Dieses Bild entstand während einer Reportage. Orte wie ein Fechtklub faszinieren mich, da sich die Menschen dort inmitten absurd wirkender Accessoires und Räumlichkeiten inszenieren. Mittels der Fotografie habe ich die Möglichkeit, meine eigene Vorstellung der Situation festzuhalten.»



*EMAN MOHAMMED, 24,
PALÄSTINA*

«Die Kinder von Khaders Familie nehmen ein Bad mitten im Bauschutt, nachdem ihr Haus zerstört wurde – bis auf die Badewanne. Ein bittersüßer Moment nach dem Gaza-Krieg.»



*DMYTRIJ WULFFIUS, 23,
UKRAINE*

«Ein Bild aus meiner „Subtropics“-Serie. Ich war zu Besuch bei einem Freund. Seine Mietwohnung ist sein persönliches, subtropisches Königreich des Kitschs.»



ROMAIN MADER, 24,
SCHWEIZ

«Hier posiere ich mit
Hostessen am Auto-Salon
in Genf. Die Bilderreihe
heisst: <Moi avec des filles>
(Ich mit den Mädchen).»



HELEN KORPAK, 23,
FINNLAND

«Meine Freundin Maria
posiert in London. Um uns
herum sind ganz viele
Menschen, aber ich schaffe es,
dass niemand sonst aufs Bild
kommt und es aussieht, als
wäre der Park leer.»



DIANA MARKOSIAN, 23,
RUSSLAND

«Im heutigen Tschetschenien ist ‚Frau sein‘ gleichbedeutend mit ‚wenig Rechte haben‘. Sogar der Präsident sagt, Frauen seien das Eigentum ihrer Männer und sollen vor allem Kinder kriegen. Wer aneckt – sei es in Religionsfragen, mit dem Musik- oder Kleidergeschmack oder mit den eigenen Ambitionen, wird oft bestraft. Das junge Mädchen auf dem Bild bezeichnet sich selber als ‚Emo‘. Sie ist beeinflusst von der westlichen Emo-Jugendkultur, welche in Tschetschenien gewalttätig unterdrückt wird.»



ALEX WEIN, 23, USA
«Nordkalifornier sind stolz auf ihre lokalen Bioprodukte. Am Strand grillieren ist eine vergnügliche Art, das Leben zu feiern, mit frischem Essen und gutem Bier. Ich suche immer nach dem Unheimlichen in der Realität, ich will die Welt anders denken.»



KLANA HAYERI, 24, IRAN

«Your Veil Is a Battleground – Phase Two: (Dein Kopftuch ist ein Schlachtfeld – Teil zwei) zeigt verschiedene Formen, wie junge Iranerinnen das Kopftuch tragen. Für sie ist es, genau wie das Make-up, ein Modeelement und ein Ausdruck, dass sie sich stark fühlen.»



*ASBJØRN SAND, 24,
DÄNEMARK*

«Das Bild stammt aus der Zeit, als unser Skatepark renoviert wurde. Mein Freund Johan testete ein neues Hindernis, ein Rad blieb im weichen Asphalt stecken und er stürzte zwei Meter in die Tiefe. Hier ist er in der Notaufnahme, wo man ihn gut kennt. Drei Tage zuvor wurde er von einem Auto angefahren, und etwa einmal pro Woche ist er im Spital wegen Rollbrettunfällen.»

Shannon

PAM

MM

DEAD
BEET

TAMU



DIMITRI KARAKOSTAS,

24, KANADA

«Fast schon zwanghaft muss ich Kritzelen aufnehmen. Dieses Bild schoss ich auf einem langen Spaziergang durch Barcelona. Die Idee, auf Pflanzen zu kritzeln, gefiel mir ausserordentlich gut. Sieht irgendwie aggressiv aus. Ausserdem klingt ‚Dead Dogs‘ (<Tote Hunde>) cool.»



Führende Spezialisten weltweit sind für mich die beste Medizin

SWICA bietet Ihnen Zugang zu Spaltenmedizin – und dies weltweit. Sie profitieren von exklusiven Leistungen wie schnelle Behandlung, freie Wahl der besten Ärzte und Therapeuten, Einbettzimmer sowie einem Topkomfort. Mehr über die beste Medizin und die exzellenten Leistungen erfahren Sie unter Telefon 0800 80 90 80. swica.ch

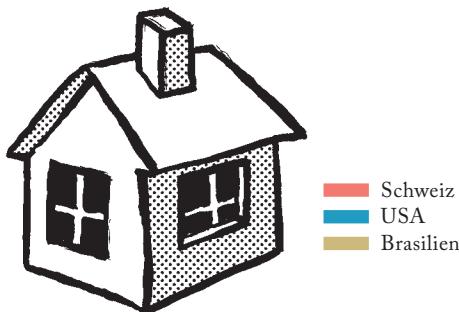
FÜR DIE BESTE MEDIZIN. HEUTE UND MORGEN.

SWICA

Bulletin: Jugend



Schweizer Erfolgsgeschichten. Seite 16



Credit Suisse Jugendbarometer 2012. Seite 35



Grüsse aus Málaga. Seite 54

Arbeiten

16

Jeder kann es schaffen

Die Schweiz ist ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten: Dank der Lehre gelingt der soziale Aufstieg – auch für Secondos.

22

Das Dilemma der Frauenkarrieren

Die Zukunft der Arbeitswelt gehört den gut ausgebildeten Frauen. Doch wie können sie Karriere und Kinder unter einen Hut bringen?

28

Kontinent der Hoffnung

Latinamerika ist das neue Eldorado für junge spanische Arbeitslose.

35

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Die exklusive Umfrage zu den Werten und Zielen der Jugendlichen in den USA, in Brasilien und der Schweiz.

Träumen

48

Die Zukunft Afrikas

Gute Chefs und Präsidenten werden nicht geboren, sondern gemacht: Die African Leadership Academy bildet die Elite von morgen aus.

54

«Mami, Papi, wir gehen alleine ans Meer!»

Vier Gymnasiastinnen über ihre ersten Auslandferien ohne Eltern.

62

Aufstieg eines Idols

Der Sportdirektor des FC Basel über das Phänomen Xherdan Shaqiri.

Leben

66

Status: müde

Viele Jugendliche fühlen sich ständig müde. Doch: Sie können nichts dafür.

70

Fetisch Smartphone

Report über das wichtigste Spiel- und Werkzeug dieser Generation.

74

Junges Glück

Fast jeder wünscht sich einmal eine eigene Familie. Mister-Romandie-Kandidat Fernando Cuccaro hat bereits eine – seit er 15 ist.

76

Vive la Révolution!

Er ist 94 Jahre alt und ein Star der Jugend. Interview mit Bestseller-Autor Stéphane Hessel über die Notwendigkeit, Widerstand zu leisten.

80

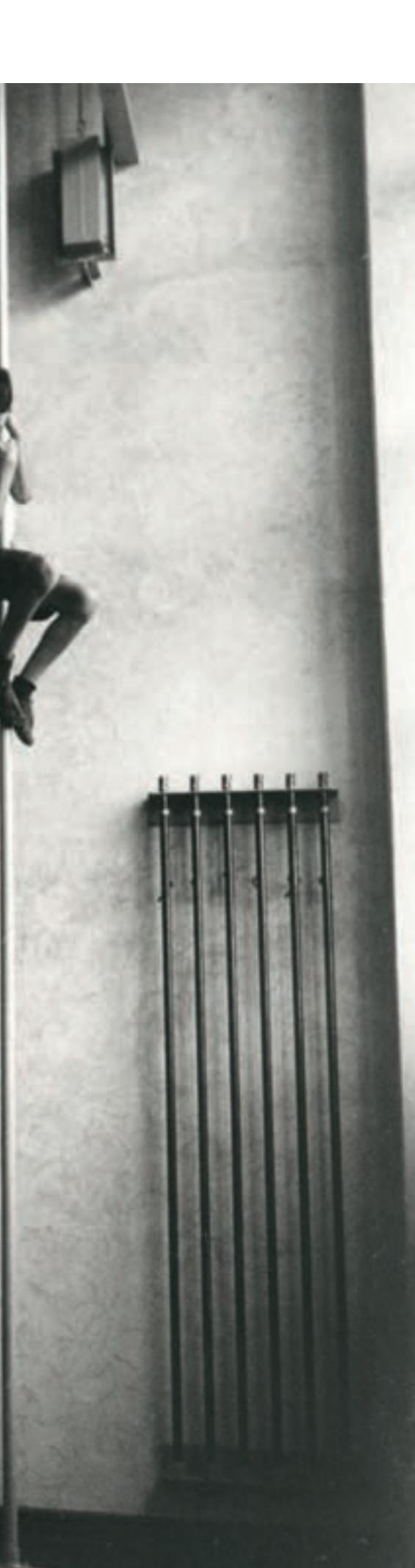
Der Traum vom Eigenheim

Illustriert von Andreas Gefe.



Der Traum vom Aufstieg: Turnstunde in der Schweiz, um 1940.

Foto: Keystone/Fotostiftung Schweiz/Hans Staub



Jeder kann es schaffen

Die Schweiz ist ein Land der fast unbegrenzten Möglichkeiten. Hier schafft die Jugend, was einst als Inbegriff des amerikanischen Traums galt: Die Kinder bringen es weiter als ihre Eltern. Dank Lehre und dualem Bildungssystem klappt der soziale Aufstieg so gut wie nie zuvor – gerade auch für Secondos.

Von Markus Schneider

Es war einmal der Traum aller Eltern, dass es ihre Kinder weiter bringen als sie selber. Besonders schön erfüllte sich dieser Traum in den goldenen Sechzigern. 1973 folgte ein kurzer Ölschock, alsbald lief es wieder wie geschmiert und gewünscht. Aber heute? Können es die in den Neunziger Geborenen immer noch weiter bringen als ihre Eltern?

Alles deutet darauf hin. Die Schweizer Jugend ist vielleicht nicht so hungrig wie die chinesische, aber auch nicht so kulturstressig eingestellt wie manch ein satter Schweizer Erwachsener. Die Mehrheit der Jugend verwirklicht sich sogar selbst, ohne davon zu schwadronieren. Sie rennt ihrem Traumjob nicht bloss hinterher, sie ist nah dran. Von den Unter-25-Jährigen, die in der Schweiz eine Lehre abgeschlossen haben, erklären rund 52 Prozent, dass ihre jetzige Stelle «ihren Träumen entspricht». Und wenn sie sich nach ihrem Lehrabschluss weiterbilden, steigt diese «Traum-Quote» auf sagenhafte 57 Prozent, wie das neue Credit Suisse Jugendbarometer zeigt.

Dieses Resultat ist im internationalen Umfeld überwältigend. Anderorts träumen die Unter-25-Jährigen davon, überhaupt einen Job zu finden. In Frankreich oder Italien ist jeder Dritte arbeitslos gemeldet, in Spanien oder Portugal sogar jeder Zweite (siehe Artikel Seite 28). So etwas wirkt gespenstisch, deprimierend, hoffnungslos. Dort bleibt nichts offen als

die Hintertür: auszuwandern! Und zwar in die Schweiz! Hier gibt's Jobs, wenn nicht sogar Traumjobs. Und das Schönste kommt erst. In der multikulturellen Schweiz lockt eine Aussicht, die es in dieser Form nicht einmal mehr in den USA gibt: dass es die Kinder weiter bringen als ihre Eltern.

Das ist kein schönfärberischer Patriotismus. Laut einer gross und international angelegten Studie der OECD darf die langfristige Integration in der Schweiz als «Erfolgsgeschichte» bezeichnet werden. Wörtlich heisst es: «Die in der Schweiz geborenen Kinder von Migranten sind ihren Eltern hinsichtlich Ausbildungsniveau und beruflicher Position überlegen. Sie sind sozial mobil, innovativ und schneiden häufig besser ab als gebürtige Schweizer.»

Am besten ergeht es den Secondos aus Spanien. Sogar wenn sie aus einem Elternhaus tiefster Bildungsstufe stammen, erreichen sechs von zehn Jugendlichen in der Schweiz ein deutlich höheres Niveau, wie eine Untersuchung der Universität Basel gezeigt hat. Das ist ein überraschend schönes Resultat. «Die Schweiz bietet ausgezeichnete Startmöglichkeiten für die Kinder der Immigranten», resümiert der Basler Forscher Philipp Bauer, der heute beim Wirtschaftsverband Economiesuisse arbeitet.

Brisantes Detail: Gebürtige Schweizer Jugendliche, die ebenfalls aus einem Haus tiefster Bildungsstufe stammen, «überholen» ihre Eltern weniger oft als eingewanderte Spanier.

Bildung, Beruf, Wohlstand: Wer unten ist, muss nicht ewig unten bleiben, sondern kann sich mit genügend Glück und starkem Willen hocharbeiten. Wissenschaftler nennen das «soziale Mobilität». der Think-Tank Avenir Suisse spricht vom «Schmelzriegel Schweiz». Nicht jeder Tellerwäscher bringt es bei uns zum Millionär. Aber: «Das in der Schweiz besonders gut ausgebauten System der Berufsbildung erleichtert gerade Migranten aus bildungsfernen Schichten den Einstieg in den Ar-

beitsmarkt und hat zugleich eine stark sozialisierende Wirkung.» Zum Vorbild dienen auch einige einheimische Idole: DJ Bobo war ein gelernter Bäcker, geboren in Kolliken im Kanton Aargau, der übers Wochenende an Dorfpartys Platten auflegte. Drei Gymnasiasten aus Stäfa jobbten in einem Computerladen und sahen zu, wie ihre Kunden für gutes Geld schlechte Geräte kauften. Statt an die Uni zu gehen, gründe-

«Migrantenkinder schneiden beruflich häufig besser ab als gebürtige Schweizer.»

OECD-Studie

te das Trio den Onlineshop Digitec, der aus Sicht der Migros heute Millionen Franken wert ist. Die Mode-Unternehmerin Trudie Götz («Trois Pommes») wuchs als jüngstes von sechs Kindern in einfachen Verhältnissen auf und begann ihre Karriere als Verkäuferin im Globus. Auch Erfolgswerberin Danielle Lanz machte eine Lehre als Grafikerin.

Vom Lehrling zum Bankdirektor

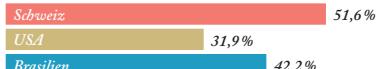
Markus und Daniel Freitag gingen an die Schule für Gestaltung in Zürich, als sie ein befreundeter Velokurier um eine praktische Tasche anfragte. Auf der Hardbrücke mitten in Zürich erkannten die Freitag-Brüder, dass die Blachen der Lastwagen das ideale Material dazu sein könnten. Heute sind ihre zusammengeschusterten Taschen im Museum of Modern Art in New York ausgestellt, und in Zürich-Oerlikon steht ihre neue Fabrik. Das Familienunternehmen Freitag zahlt inzwischen jeden Monat 130 Löhne aus.

Selbst die grössten Verdienster im Land, manchmal abschätzig «Abzocker» genannt, haben klein angefangen: Oswald Grübel als Lehrling bei der Deutschen

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Zufriedenheit im Beruf

Die Schweizer Jugendlichen sind glücklicher mit ihrer Arbeitsstelle als die Amerikaner und Brasilianer.



«Wie trifft folgende Aussage auf Sie zu:
Die aktuelle Stelle entspricht meinen Träumen?»

Bank, Marcel Ospel als Lehrling beim Schweizerischen Bankverein.

Über solche Karrieren rümpft man die Nase besser nicht. Sie belegen, wie durchlässig die Schweiz geworden ist. Früher musste man Oberst im Generalstab sein, um bei einer Bank Karriere zu machen. Vor fünfzehn Jahren hat der aus der Osttürkei in die Schweiz geflüchtete kurdische Küchenjunge Erdogan Gökduman an der Langstrasse seine erste Imbissstube eröffnet. Daraus wurde New Point, eine Kebabkette mit elf Filialen, 15 Millionen Franken Umsatz und 150 Mitarbeitern.

«Gesellschaften, in denen die Kinder der ärmeren Schichten leichter nach oben kommen können, sind viel toleranter gegenüber Ungleichheiten», sagt der international führende Forscher für soziale Mobilität Gary Solow von der University of Michigan in den USA.

Das Ende des amerikanischen Traums

Wo auf dieser Welt ist der Aufstieg von unten nach oben am besten möglich? Wo eher nicht? Welche Gesellschaften sind durchlässiger als andere? – Es gibt inzwischen einige internationale Vergleiche, das Resultat immer dasselbe. Schweden, Dänemark und Holland mit ihren ausgebauten Sozialstaaten sind vorn. Und am Ende der Ranglisten stehen ausgerechnet die USA, früher einmal der Traum aller Auswanderer und Neuanfänger. «Die wichtigste Ursache dafür ist unser untaugliches Schulsystem», analysierte der Ur-Liberale Milton Friedman in seinem letzten Interview vor seinem Tod.

«Fast ein Drittel aller Schüler, die mit der High School beginnen, verlassen sie ohne Abschluss. Die sind sozusagen zu einem Leben in der Unterschicht verdammt.» Und Joseph Stiglitz, der Wirtschaftsnobelpreisträger, schreibt in seinem eben erschienenen Buch «The Price of Inequality» über die USA: «We are no longer the land of opportunity that we once were... Der amerikanische Traum ist nur noch ein Mythos.»



Freitag-Brüder
Mir Taschen aus gebrauchten Blachen
ins Museum of Modern Art.



DJ Bobo
Vom Bäcker-Konditor-Lehrling zum Hitparadenstürmer.



Digitec
Onlineshop statt Uniabschluss.



New Point
Kurdischer Küchenjunge wird Kebabkönig.

TROIS SOMMES



Trudie Götz
Ehemalige Verkäuferin baut ein Mode-Imperium auf.

Rudolf Strahm wuchs im Emmental auf, absolvierte eine Lehre als Laborant, besuchte anschliessend die Ingenieurschule Burgdorf, welche er als dipl. Chemiker abschloss. Zwei Jahre lang arbeitete er in der chemischen Industrie, erst hinterher sah er eine Universität von innen. Er wurde Ökonom, Nationalrat (SP), eidgenössischer Preisüberwacher und amtiert heute – im besten Rentenalter – als einflussreichster Publizist im Land. Er schreibt etwa: «Die meisten Politiker und Meinungsführer sind Akademiker und wissen überhaupt nicht, was Berufsbildung heisst.»

Der Schritt zum ersten Lohn

Gemünzt ist seine Kritik auf Vertreter der Elite wie Philipp Sarasin, Geschichtsprofessor an der Universität Zürich. Der meint: «Die Schweiz bildet zu wenig Akademiker aus.» Professor Sarasin diagnostiziert eine «Bildungsverachtung», die Zulassungshürden zum Gymnasium seien zu hoch.

Scheitern die Kinder an der Gymn-Prüfung, leiden immer öfter ihre Eltern – vor allem wenn sie selber eine Matur im Sack haben. Die Jungen nehmen solche Niederlagen hoffentlich locker und bleiben cool. Denn sie ahnen: Etwas Praxis kann nicht schaden, im Gegenteil. Das Gymnasium allein wäre doch gar nichts wert. Danach müsste man Jahre lang studieren – mit vorerst offenem Ausgang. «Ein Universitätsabschluss lohnt sich kaum mehr», stellt Silvio Horner, Ökonomieprofessor an der Universität Basel, nach seiner Pensionierung nüchtern fest.

Die übliche Berufslehre dagegen – sie ist der erste Schritt zum ersten Lohn. Und das Wichtigste folgt danach. Wer mit möglichst wenig zusätzlichem Aufwand möglichst viel zusätzlichen Lohn herausholen will, macht nach der Lehre die Meisterprüfung oder noch besser: studiert dank einer Berufsmatur an einer Fachhochschule. Mit solchen Laufbahnen resultieren in der heutigen Schweiz die höchsten Bildungsrenditen, hat Stefan C. Wolter, Bildungsökologe ►

nom der Universität Bern, mehrfach dargelegt. Diesen Sachverhalt verpackt die Fachhochschule für Technik in Rapperswil (HSR) in einen kurzen Werbeslogan: «Man reisst sich um Sie, wenn Sie an der HSR studieren.»

Der später zu realisierende Lohn darf allerdings kein Anlass sein, die eine Bildungsinstitution gegen die andere auszuspielen. Eine Fachhochschule wie die HSR in Rapperswil ist sicher nicht «besser» als die ETH in Zürich und Lausanne. Wenn die Schweiz im globalen Wettbewerb Zukunft haben will, braucht sie beides: die Theoretiker neben den Praktikern, die Tüftler in den Garagen neben den Spitzen-

forschern in den Labors. Viele Wege führen ans Ziel. Aber nicht alle Wege sind offen für alle.

Gut gebildete deutsche Zuzüger

Der traditionelle «Königsweg» beginnt im Gymnasium. Dorthin gelangt die grosse Mehrheit der Jugendlichen tatsächlich nie. Frappant sind die Unterschiede nach Herkunft. Von den Albanern, Türken, Portugiesen schaffen es weniger als vier Prozent, von den Spaniern fast neun, von den Griechen etwas mehr als zehn Prozent. Das ist erbärmlich. Von den Schweizern sind es immerhin 30 Prozent. Auch das ist erbärmlich im Vergleich zu den Jugendlichen

mit amerikanischem oder deutschem Migrationshintergrund. Von denen machen 56 Prozent den Sprung ans Schweizer Gymnasium. – Warum? Sind Deutsche so viel klüger als Schweizer?

Natürlich nicht. Aber die Deutschen, die in die Schweiz auswandern, sind in der grossen Mehrheit sehr gebildet. Und je gebildeter die Eltern sind, umso leichter lernen ihre Kinder in der Schule. Der Zürcher Bildungsforscher Urs Moser hat einmal die Menge der Bücher im Haus der Eltern erfasst, Regal für Regal, Zentimeter für Zentimeter. Prompt entpuppte sich die Länge der Buchreihen in der Bibliothek der Eltern als «recht zuverlässiger» Indikator für

Erfolgreich mit Lehre

Danielle Lanz: «Ich wollte von den Besten lernen»



Frau Lanz, warum wollten Sie unbedingt eine Lehre machen?

Ich war der Meinung, dass ich mehr von Kreativen lernen konnte, die wirklich tolle Kampagnen erfanden und nicht nur darüber referierten. Dafür war die Lehre der richtige Ort. In der Schule wurde man grösstenteils von Lehrern unterrichtet, die wenig Praxisbezug hatten.

Wie haben Sie sich für Ihre Lehrstelle beworben?

Ich wollte von den besten Kreativen des Landes lernen - und die arbeiteten damals bei Aebi & Partner. Das Problem war nur, dass die Agentur bis dahin keine Lehrlinge ausgebildet hatte. Also habe ich kurzerhand meine erste Werbekampagne entworfen: eine Kampagne für mich selber. Ich gestaltete eine Plakataktion, die ich direkt vor der Werbeagentur aufhängen liess. Die Kampagne - die übrigens mein ganzes Sackgeld verschlang - überzeugte Aebi & Partner, so dass sie extra für mich eine Lehrstelle schufen. Dafür bin ich ihnen bis heute dankbar.

Was haben Sie in der Lehre gelernt fürs Leben? Vermöntlich Feststehendes zu hinterfragen. Das mache ich auch heute noch gerne. Und dass auch scheinbar Unmögliches möglich werden kann, wenn man sich leidenschaftlich dafür einsetzt.

Kamen Sie je in eine Situation, wo Ihnen ein Hochschulabschluss fehlte?

Nein. Das hat aber sicher auch damit zu tun, dass die Werbung eine Branche ist, in der Titel weniger zählen als die kreativen Leistungen. Wenn man vor einem weissen Blatt Papier sitzt und Ideen haben muss, hilft einem ein Doktortitel wenig.

Und im Ausland, wo die Schweizer Berufslebre wenig bekannt ist?

Die Schweiz ist in Sachen Lehrlingsausbildung ein Sonderfall. Der Sonderfall ist im Ausland bekannt und wird dort gerade wegen der Nähe zur Arbeitspraxis geschätzt. Ich kenne diverse Schweizer Lehrabgänger, die nach der Lehre ohne Probleme im Ausland einen Job gefunden haben. Und dort Karriere gemacht haben.

Wie suchen Sie selber Lehrlinge aus?

Da halten wir's wie früher Aebi & Partner. Es muss uns jemand wirklich überraschen

und überzeugen. Wenn sich jemand für einen kreativen Beruf interessiert, dann sollten Talent und Leidenschaft schon in der Bewerbung ersichtlich sein. Ein Standardbrief oder eine banale E-Mail wecken kein Interesse.

Zu welchem beruflichen Weg raten Sie einem kreativen jungen Menschen?

Ich rate jungen Menschen nur eines: Ihren eigenen Weg zu finden und konsequent zu gehen. Wenn man Talent und Leidenschaft für etwas hat, dann lohnt es sich, dafür zu kämpfen. Hätte ich mich zu sehr nach anderen Meinungen gerichtet, wäre ich heute beruflich nicht da, wo ich bin.

Danielle Lanz, 43, ist Mitinhaberin der Werbeagentur Ruf Lanz in Zürich. Nach ihrer Lehre als Grafikerin arbeitete sie als Art-Director in verschiedenen Grossagenturen. Mit dreissig wurde sie die jüngste «Werberin des Jahres» der Schweiz.

EINSTIEG IN DIE ARBEITSWELT

232'100 Mädchen und Jungen machen derzeit in der Schweiz eine Lehre. Jährlich schliessen rund 80'000 Jugendliche ihre berufliche Grundausbildung ab. Sehr beliebt sind kaufmännische Berufe. 11'970 Jugendliche begannen 2010 eine Lehre als Kaufmann oder Kauffrau (Quelle: Bundesamt für Statistik, 2010).

die schulischen Leistungen von Primarschülern. Das Endprodukt dieser Entwicklung versammelt sich in den Hörsälen der zehn Universitäten und der beiden ETH. Dort bilden Akademiker die Kinder von Akademikern zu neuen Akademikern aus. «Sie reproduzieren sich selbst», nennt man

«Heute lohnt sich ein Universitätsabschluss kaum mehr.»

Silvio Borner, Ökonom Uni Basel

das in der Bildungsforschung. In Zahlen: Die heutigen universitären Studenten in der Schweiz haben mit 60 Prozent Wahrscheinlichkeit einen Vater oder eine Mutter mit Matur. Mit gut 40 Prozent Wahrscheinlichkeit haben der Vater, die Mutter oder gar beide bereits einen Universitätsabschluss.

Ausgerechnet diese statistische Korrelation bringt manche betroffenen Privilegierten in Verlegenheit. Sogar wenn sie erfolgreich wären, brächten sie es lediglich «gleich weit» wie ihre Eltern. Und dann mäkeln diese Eltern öfter trotzdem an ihnen herum. «Sind Akademiker bei geselligen Anlässen unter sich, kann durchaus die Bemerkung fallen, dass der eigene Sohn «nichts Rechtes», nur Soziologie oder Ethnologie, studiert», erzählt Martin Schmeiser, Soziologe an der Uni Bern.

Chance zum Aufstieg

Aus dieser speziellen Warte gesehen haben es die Nachkommen der «unteren» Schichten fast einfacher. Sie müssen keine Angst vor dem Absturz haben, sie dürfen die Chance zum Aufstieg nutzen. Diese Chance ist voll intakt: Der «soziale Aufstieg» klappt in der heutigen Schweiz so gut wie nie zuvor.

Seit 1980, als die Berufsmatur gesetzlich verankert wurde, ist eine wahrhaftige

«Bildungsexpansion» in Gang gekommen. Dabei fand der grösste Fortschritt abseits der Elfenbeintürme statt. Jeder fünfte Lehrling schafft inzwischen die Berufsmatur – und erhält damit freien Zugang zu einer Fachhochschule. In den dortigen Hörsälen versammelt sich denn auch ein ganz anderes Publikum, das sozial viel besser durchmischt ist. Unter ihnen gibt es auffallend viele Secondas – und daneben erfreulich viele Schweizerinnen und Schweizer aus tieferen, sogenannt «bildungsfernen» Schichten.

Selbstverständlich haben es stinknormale Jugendliche in der Schweiz weiterhin schwerer als die Söhne eines Privatbankiers oder die Töchter eines Chemieindustriellen. Selbstverständlich ist der «Klassenwechsel» nirgends so einfach zu lösen wie auf der Fahrt mit den SBB, wo gegen einen geringen Aufpreis jedes Abteil offen ist. Selbstverständlich ist die moderne Schweiz noch kein Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Aber wir haben absolut keinen Grund zum Jammern. Wir müssen nur etwas tun. Und das wissen manche Kinder besser als die meisten Eltern. ■



Markus Schneider, 52, ist Ökonom, Träger des Georg-von-Holtzbrinck-Preises für Wirtschaftspublizistik und Buchautor («Weissbuch 2004», «Idée Suisse», «Klassenwechsel», «Grimassenherz»). Er war unter anderem für «Die Weltwoche» und das Nachrichtenmagazin «Facts» tätig und schreibt heute für die «Schweizer Familie».

Das starke Geschlecht (von morgen)

A photograph of a woman with short dark hair and glasses, wearing a black blazer over a white blouse, standing behind a light-colored wooden conference table. She is looking towards the camera with a slight smile. On the table in front of her is a clear glass of water. In the background, there are large windows showing an urban landscape with buildings. A small screen or device is visible on the table.

Die Zukunft der Arbeitswelt ist weiblich. Eine selbstbewusste, gut ausgebildete Generation junger Frauen will alles: Kinder, Karriere und Freizeit. Ein Dilemma, das derzeit heftig debattiert wird.

Von Bettina Weber und Gina Folly (Fotos)



Sie möchten beruflich erfolgreich sein. Und sie möchten Kinder. Und sich mit ihrem Partner die Betreuung derselben teilen. Hausfrau zu sein, käme ihnen nicht in den Sinn. Die Welt liegt ihnen zu Füßen, sie wollen sie im Sturm erobern und lassen sich durch nichts aufhalten. Sie wollen alles. Und weshalb auch nicht?

Die jungen Schweizer Frauen gehen in einer erfrischenden Selbstverständlichkeit davon aus, dass ihnen alles zusteht. Sie erachten Gleichstellung mit ihren Kollegen als selbstverständlich; beim Wort Feminismus rümpfen sie die Nase und denken an griesgrämige 50-Jährige mit Schnurrbart, unförmigen Kleidern und Bequemschuhen, die den Mann als Feind betrachten. Die jungen Frauen haben keinen Feind mehr; sie sind sich zwar durchaus bewusst, dass die Chancengleichheit noch nicht ganz verwirklicht ist, gehen aber dennoch davon aus, dass sie nichts aufhalten kann, wenn sie nur genügend Einsatz und Wille zeigen. Oder kurz: Sie unterscheiden sich bezüglich ihrer Lebenspläne kaum mehr von den jungen Männern. Besonders deutlich wird das bei der Karriere als einem der erstrebenswerten Ziele im Leben: 59 Prozent der Männer finden das wichtig, und 51 Prozent der Frauen.

Besser ausgebildet

Die Zahlen des Credit Suisse Jugendbarometers bestätigen damit, was sich seit geheimer Zeit in der westlichen Welt beobachten lässt: Bei den jungen Frauen von heute handelt es sich eindeutig um Töchter der Emanzipation, 53 Prozent von ihnen finden, Hausfrau und Erzieherin als Vollzeitjob – das sei ziemlich unzeitgemäß. Das neue Selbstverständnis widerspiegelt sich in der Bereitschaft zur guten Ausbildung: 2011 waren 57,6 Prozent der Maträndern hierzulande weiblich, an den Fachhochschulen beträgt der Frauenanteil 55,3 Prozent und bei den universitären Diplomen gar 62,1 Prozent. Es braucht keine hellseherischen Fähigkeiten, um zu prophezeien: Die Zukunft der Arbeitswelt ist weiblich.

Und diese Zukunft hat bereits begonnen, wie Zahlen aus Amerika zeigen. Das «Time Magazine» vermeldete letztes Jahr, dass in 147 der 150 grössten Städte Ameri-

kas die jungen Frauen bis 30 mehr verdienen als ihre gleichaltrigen Kollegen. Im Schnitt sind es acht Prozent mehr; James Chung, der die Daten des Census Bureau, also des amerikanischen Amtes für Statistik, ein Jahr lang analysiert hatte, führt diese Lohnschere zu Ungunsten der Männer eindeutig auf die bessere Ausbildung der Frauen zurück. Und er sagt auch: «Die Frauen haben die Männer nicht nur eingeholt. Sie überholen sie.»

Frauen im VR gut für den Aktienkurs

Der Punkt ist blass, und er ist entscheidend: Die Frauen verdienen so lange mehr, als dass sie unverheiratet und kinderlos sind. Danach gerät die Karriere ins Stocken und die Lohnschere kippt ins Gegenteil. Den Amerikanerinnen ergeht es damit nicht anders als den Europäerinnen: Sie tappen in die Kinderfalle. Und genau das wird von den jungen Frauen in ihrem Selbstver-

«Die Frauen haben die Männer nicht nur eingeholt. Sie überholen sie.»

ständnis unterschätzt – die Spiesse sind so lange gleich lang, als noch keine Kinder da sind; nur schon die Tatsache, verheiratet zu sein, erweist sich für Frauen im Unterschied zu Männern (bei denen es sich umgekehrt verhält) als ungünstig für die Karriere. Firmen gehen davon aus, dass eine verheiratete Frau Kinder bekommt und in der Folge entweder kündigt oder nur noch Teilzeit tätig sein wird. Investitionen wie durch das Unternehmen finanzierte Weiterbildungen lohnen sich da wenig, eine längerfristige Karriereplanung im Hinblick auf einen Führungsposten ist schwierig.

Entsprechend winzig ist der Frauenanteil in den Schweizer Führungsetagen (rund fünf Prozent, in Verwaltungsräten elf Prozent), und die Mütter darunter lassen sich an einer Hand abzählen: Magdalena Martullo-Blocher (Ems-Chemie), Jasmin Staiblin (ABB/Alpiq), Antoinette Hunziker-Ebneter (BKW), Elisabeth Schirmer-Mosset (Kantonalbank Baselland), Fiona Frick (Unigestion) und ab Herbst 2012 Su-

sanne Ruoff (Post). Besonders paradox daran: Frauen in obersten Chargen leisten offensichtlich gute Arbeit. In den vergangenen sechs Jahren entwickelte sich der Aktienkurs von Unternehmen mit mindestens einer Frau im Verwaltungsrat besser als jener von anderen Firmen. So lautet das Fazit einer aktuellen, globalen Studie des Credit Suisse Research Institute.

Gleichberechtigung oder Schönfärberei?

Wie sehr sich die Mutterschaft als grosses und von den jungen Frauen zu wenig einkalkuliertes Handicap im Berufsleben erweist, zeigte ein im amerikanischen Magazin «The Atlantic» erschienener Artikel, der diesen Sommer für Aufregung sorgte. Unter dem Titel «Why women still can't have it all» beklagte Anne-Marie Slaughter, dass die Strukturen der Arbeitswelt die Mütter immer noch deutlich benachteiligen würden; wer einen interessanten Job habe oder haben wolle, könne flexible Arbeitszeiten vergessen. Und: Der so gerne zitierte Slogan «You can have it all» sei reine Schönfärberei, denn ihn zu leben sei angesichts der herrschenden Verhältnisse in Amerikas Wirtschaft und Gesellschaft für Frauen schlicht nicht möglich.

Die Autorin war nicht irgendwer. Sie ist das, was man gerne als Karrierefrau oder, noch plakativer, als Powerfrau bezeichnet. Also eine Frau, die beruflich erfolgreich ist – und daneben auch noch Mutter. Und ausgerechnet sie, die Princeton-Professorin, die als erste Frau zur Dekanin der Woodrow-Wilson-Schule für Internationale Politik ernannt worden war und unter Hillary Clinton als erste Frau zur Stabschefin des amerikanischen Aussenministeriums, klagt an. Und gibt unumwunden zu, wegen ihres jüngeren Sohnes beruflich zurückgesteckt zu haben.

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Benachteiligte Frauen

Schweizer Jugendliche finden, Frauen würden im Berufsleben benachteiligt. Besonders die jungen Frauen sind dieser Meinung.



«Werden Frauen in der Berufs Welt benachteiligt?»

Der Artikel wurde über eine Million Mal angeklickt und löste nicht nur in den USA eine heftige Debatte aus. Wer ohnehin nicht viel davon hält, dass Mütter berufstätig sind, sah sich darin bestätigt, dass diese eben doch gescheiter daheim bleiben sollten, Feministinnen witterten Verrat an der Sache der Frau und waren entsetzt. Die Schriftstellerin Naomi Wolf schrieb die Replik «Why women still can't ask the right questions» und zeigte auf, dass die Diskussion eine falsche ist und am Thema vorbeigeht – weil Slaughter den Denkfehler mache, die Familie als Frauenproblem anzusehen, womit sie ihren Geschlechtsgenossinnen einen Bärendienst erweise.

Wolf hat natürlich recht. Blos verhält es sich eben genau so, wie Slaughter schildert: Mütter fühlen sich – aller Emanzipation zum Trotz – immer noch mehr in der familiären Verantwortung als Väter, selbst dann, wenn beide berufstätig sind oder, wie im Fall von Slaughter, der Mann die Kinderbetreuung übernimmt. Das Bild, wie eine gute Mutter zu sein hat, hält sich hartnäckig in den Köpfen. Auch bei den Frauen selbst.

Bei Teilzeit dümpelt die Karriere

Die Journalistinnen Nicole Althaus und Michèle Binswanger haben das Dilemma, das Slaughter in ihrem Artikel beschreibt, bereits Monate zuvor in ihrem klugen Buch «Macho-Mamas» analysiert. Ohne Larmoyanz sezieren sie die Umstände, die dafür verantwortlich sind, dass von der Selbstbestimmung und der Karriere nicht mehr viel übrig bleiben, sobald eine Frau Mutter geworden ist. Schonungslos zeigen sie auf, wie hart Mütter auf dem Boden der Realität aufschlagen, wenn sie erkennen müssen, wie Vorgesetzte berufstätige Mütter karrieremässig automatisch abschreiben. Und wie sehr die typisch weiblichen Teilzeitstellen Garant dafür sind, dass die Karriere von nun an vor sich hin dümpelt.

Althaus und Binswanger warnen deshalb davor, die Gleichberechtigung zu überschätzen. Weder die Gesellschaft noch die Strukturen hätten sich so verändert wie die jungen Frauen sich das gerne vorstellen: Die Frage nach der Vereinbarkeit von Kindern und Karriere stelle sich ihnen deshalb noch genau so wie einst ihren Müttern. In der Schweiz arbeiten denn auch gerade ➤

Anleitung für Frauenkarrieren

Sandberg: «Fuss aufs Gaspedal halten!»



Aber ich glaube, wir legen mehr Wert darauf, dass Buben erfolgreich werden als Mädchen. Jedenfalls sind Haushalt und Kinder der härteste Job der Welt, und Frauen haben nur eine Chance, berufstätig zu bleiben, wenn er geteilt wird. Außerdem sagen Untersuchungen, dass Paare, die beide gleich viel verdienen und sich daheim die Arbeit teilen, nur halb so oft geschieden werden wie der Durchschnitt. Und mehr Sex haben sie auch.

3. Geh nicht, bevor du gehst

Frauen, die sich ein Kind wünschen, beginnen sich beruflich unbewusst zurückzulehnen. Sie bemühen sich nicht mehr um Beförderung, bewerben sich nicht mehr für Projekte. Dabei ist es das Schwierigste, wenn man ein Kind bekommen hat, wieder in den Beruf zurückzugehen. Dazu muss er richtig spannend und befriedigend sein. Ein Beruf bleibt aber nicht spannend, wenn man sich nicht reinkniete in den Jahren, bevor das Kind kam. Frauen müssen ihren Fuss auf dem Gaspedal halten bis zum Tag, an dem sie ihr Kind bekommen! Und dann erst sollen sie über ihre Zukunft entscheiden, nicht Jahre davor.

Meine Generation wird nicht erleben, dass 50 Prozent der Spitzenposten von berufstätigen Frauen besetzt sind. Die Zahlen in den Chefetagen stagnieren. Wir hoffen auf die nächsten Generationen. Ich habe eine zweijährige Tochter, der ich nicht nur wünsche, dass sie im Leben erfolgreich sein wird, sondern auch, dass sie für ihre Leistung gemocht wird.

Ausschnitte aus Sandbergs Rede bei der TED-Konferenz vom 21.12.2010 in Kalifornien zum Thema: «Why we have too few women leaders» («Warum es so wenige weibliche Führungspersonen gibt»)

1. Sitze mit am Tisch

Frauen unterschätzen ständig ihre Fähigkeiten. 57 Prozent der Männer verhandeln beim ersten Job ihren Lohn, 93 Prozent der Frauen nehmen, was ihnen angeboten wird. Vor allem aber schreiben Männer sich ihren Erfolg selber zu. Frauen erklären ihn durch äussere Faktoren. Wenn man Männer nach den Gründen für ihren Erfolg fragt, sagen sie: «Weil ich grossartig bin.» Frauen sagen, jemand habe ihnen dazu verholfen, sie hätten Glück gehabt oder wirklich hart gearbeitet. Das ist deswegen wichtig, weil niemand das Einzelbüro mit Aussicht bekommt, der nicht mit am Tisch sitzt. Niemand wird befördert, wenn er nicht denkt, er verdiente es. Ich wünsche, ich könnte allen Frauen sagen: Verhandelt für euch, glaubt an euch, seid stolz auf euren Erfolg. Aber so einfach ist es nicht. Denn alle Daten, die wir haben, sagen, dass Erfolg und Beliebtheit bei Männern zusammengehen, bei Frauen nicht. Wir wissen das alle.

2. Teile und gewinne

Frauen haben im Beruf mehr Fortschritte gemacht als zu Hause. Die Daten sind sehr klar: Wenn ein Paar berufstätig ist und ein Kind hat, macht die Frau doppelt so viel Hausarbeit wie der Mann und kümmert sich dreimal so viel ums Kind. Die Gründe sind vielschichtig, es geht nicht um männliche Faulheit.

Sheryl Sandberg, 43, ist seit 2008 Geschäftsführerin von Facebook, davor war sie bei Google Vizepräsidentin des globalen Onlineverkaufs. Sandberg stammt aus Miami, hat in Harvard studiert, sie ist in zweiter Ehe verheiratet und hat zwei Kinder.



Töchter der Emanzipation: 53 Prozent der jungen Schweizerinnen finden Hausfrau und Erzieherin als Vollzeitjob unzeitgemäß.

einmal 15 Prozent der Mütter Vollzeit (während das in den skandinavischen Ländern der Normalfall ist); die Frauenarbeitsquote liegt zwar bei 74 Prozent, rechnet man aber die mütterlichen Teilzeitpensen auf Vollstellen um, schrumpft die Zahl auf 40 Prozent. Das zeigt: Die Familie wird immer noch als weiblicher Zuständigkeitsbereich erachtet, auch von den Frauen selbst. Wer unter diesen Umständen weiterhin einen spannenden Job haben will, argumentieren Althaus und Binswanger, bleibt auf der Strecke. Weshalb sie Mütter dringend auffordern, in Sachen Beruf trotz Kindern nicht automatisch zurückzustecken; es stehe schliesslich nirgends geschrieben, dass eine männliche Karriere wichtiger sei als eine weibliche.

Die französische Philosophin Elisabeth Badinter kommt in ihrem Buch «Der Konflikt: Die Frau und die Mutter» zu einem ähnlichen Schluss. Frauen, schreibt sie, sollten ihre beruflichen Ziele nie aus den Augen verlieren, denn irgendwann seien die Kinder aus dem Haus – und dann stünden sie da, die Mütter, und müssten merken, dass die Arbeitswelt nicht auf sie gewartet habe.

Fehlende Kampfeslust

Badinter kritisiert, dass Frauen im Gegensatz zu Männern immer noch zu kurzfristig planen würden, wenn es um ihren beruflichen Werdegang geht: Männer würden von Anfang an verstehen, dass sie ein Leben lang für ihr Auskommen sorgen müssten

und auch dass es nichts wird mit einem anspruchsvollen Job, wenn man sich nicht reinkniet. Frauen hingegen dächten oft nur gerade bis zur Geburt der Kinder – und «sehen dann weiter». Ein fataler Satz.

Anders gesagt: Vater zu sein ist für Männer kein Ausweg, zumindest kein gesellschaftlich anerkannter Ausweg, um sich dem beruflichen Druck und dem Konkurrenzkampf zu entziehen. Für Frauen schon. In der Tat kann sich die Mutterschaft nämlich auch als vorübergehende Fluchtmöglichkeit anbieten. Wenn es gerade nicht so gut läuft, die Beförderung abgelehnt wird, dann ist es für Frauen immer noch eine akzeptierte Alternative, beruflich kürzerzutreten. Bascha Mika, ehemalige Chefredaktorin der «Tageszeitung»,

spricht unverblümmt von Feigheit und fehlendem Biss. In ihrem Buch «Die Feigheit der Frauen», schreibt sie, dass mitnichten nur die Männer für den nach wie vor erschreckend geringen Anteil an weiblichen Führungskräften verantwortlich seien, sondern dass den Frauen selbst schlicht und einfach der Mut für einen eigenständigen Lebensentwurf fehle.

Und sie moniert, wie wenig Kampfeslust die Frauen an den Tag legten und wie schnell sie bereit seien, ihre einstigen Ideale zu verraten. Mika spricht unumwunden vom «Weg des geringsten Widerstandes». Frauen könnten nicht immer nur jammern, dass sie benachteiligt seien, sondern müs-

Frauen fehlt der Mut für einen eigenen Lebensentwurf, meint die Chefredaktorin der «Tageszeitung».

ten auch bereit sein, etwas für den Fortschritt ihres eigenen Geschlechts zu tun – dafür müsse man hin und wieder in der Berufswelt auf die Zähne beißen. Und nicht beim ersten Problem dankbar die «Ausfahrt» Muttersein nehmen.

Eben dies kritisiert auch Alice Schwarzer, die 2008 für einen Eklat sorgte, als sie von den vom «Spiegel» als «Alpha-mädchen» bezeichneten jungen Frauen als «Wellness-Feministinnen» sprach. Sie warf ihnen vor, sich das Ganze etwas zu einfach zu machen, indem sie den Feminismus als gestrig verlachten und sich ins gemachte Netz setzten, ohne zu erkennen, dass es noch eine Menge zu tun gebe. Blos vom Erreichten zu profitieren, sei noch kein emanzipiertes Verhalten, im Gegenteil. Denn wenn junge Frauen zwar ganz automatisch die Mitarbeit des Partners im Haushalt und bei der Kindererziehung erwarten, aber ebenso selbstverständlich davon ausgehen, dass hauptsächlich der Mann für das Einkommen verantwortlich ist, dann sei das höchstens Emanzipation light. Und es mache deutlich, wie sehr auch bei den Frauen die herkömmlichen Geschlechterrollen in den Köpfen festsitzen – und sie dabei nicht merken, dass dies ihnen selbst

am meisten schadet. Solange selbst bei Paaren, die sich Beruf und Kinderbetreuung teilen, immer noch automatisch zuerst die Frau kontaktiert wird, wenn sich ein Kind im Hort oder Kindergarten verletzt, und solange die Mütter in solchen Fällen bereit sind, jedes Mal alles stehen und liegen zu lassen, wird sich nichts an der Vorstellung ändern, dass vor allem sie es sind, die für das Wohlbefinden des Nachwuchses zuständig sind. Auffallend ist, dass sich das Ideal einer sich ständig aufopfernden Mutter in einer tiefen Geburtenrate widerzuspiegeln scheint. Deutschland, Italien und Japan etwa vermelden besorgnisregende Zahlen, und langsam dämmert es der Politik, dass dies mit einem antiquierten Frauenbild zu tun haben könnte, das direkt die herrschenden Strukturen beeinflusst.

Gleichzeitig fällt nämlich auf, dass überall dort, wo Krippen und Tagesschulen ganz selbstverständlich zur Verfügung stehen – wie etwa in Frankreich oder in den skandinavischen Ländern – die Anzahl der Kinder sowie diejenige der Vollzeit berufstätigen Mütter hoch ist. In diesen Ländern spricht man nicht von «Rabenmüttern» und hat zudem begriffen, dass es Geldverschwendug ist, Frauen eine gute Ausbildung zu finanzieren – sie aber als Mütter ins alte Rollenbild zurückzudrängen. Beziehungsweise, und diese Erkenntnis ist zentral: In diesen Staaten sind Kinder kein Frauen-, sondern ein Gesellschaftsanliegen.

Mehr Job Sharing nötig

Für Karin Schwiter, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Uni Basel im Rahmen ihrer Dissertation untersuchte, wie sich 24- bis 26-jährige Frauen und Männer ihre Zukunft vorstellen – und deren Ergebnisse mit jenen des Credit Suisse Jugendbarometers übereinstimmen – ist der Zusammenhang klar, gerade in Bezug auf Deutschland. Gegenüber dem «Tages-Anzeiger» sagte sie anlässlich der Präsentation ihrer Studie: «Das deutsche System funktioniert nicht, weil man versucht, das alte Ernährersystem zu stützen. Man investierte nicht in Betreuungsplätze, sondern gewährte Müttern einen langen, bezahlten Urlaub und den Vätern zwei zusätzliche Monate Ferien. Man hat sich aber nicht konsequent auf ein neues Modell ausgerichtet. Während Männer

weiterarbeiten, befördert werden, mehr Lohn erhalten, verlieren die Frauen den Anschluss im Beruf. Man weiß, wie schwierig der Wiedereinstieg ist, und auch, wie negativ sich eine solche Absenz auf die Karriere auswirkt. Und offenbar haben die deutschen Frauen keine Lust darauf.»

Fortschrittliche Nationen und Arbeitgeber, allen voran die Skandinavier, haben genau das begriffen: dass Kinder Eltern haben und eben nicht nur Mütter.

Ein Land, das seine Renten und seinen Fortbestand sichern will, muss Familien die besten Möglichkeiten überhaupt bieten.

Dass man also, wenn immer mehr junge Frauen und Männer ein egalitäres System leben wollen, etwas für die Familien tun muss. Indem etwa Teilzeitarbeit für Männer kein Stigma mehr ist und Jobsharing nicht von vornherein als «unmöglich» abgewürgt wird.

Ein Land, das seine Renten und überhaupt seinen Fortbestand sichern will, muss Familien die besten Möglichkeiten überhaupt bieten. Es darf Frauen nicht dafür bestrafen, dass nur sie es sind, die die Kinder bekommen können. Solange das der Fall ist, gehen der Wirtschaft entweder gut ausgebildete Frauen und damit Steuereinnahmen verloren – oder die Frauen verweigern das Gebären. Beides ist nicht sehr Zukunftsträchtig. ■

Bettina Weber ist Gesellschaftsredaktorin beim «Tages-Anzeiger».

Bücher und Artikel

- *Slaughter, Anne-Marie: «Why women still can't have it all». «The Atlantic», Ausgabe Juli/August 2012.*
- *Wolf, Naomi: «Why women still can't ask the right questions». www.project-syndicate.org*
- *Badinter, Elisabeth: «Der Konflikt: Die Frau und die Mutter». C.H. Beck, 2010.*
- *Altbaus, Nicole und Binswanger, Michèle: «Macho-Mamas». Nagel & Kimche, 2012.*
- *Mika, Bascha: «Die Feigheit der Frauen». Goldmann, 2012.*

Kontinent der Hoffnung

Die Jugendarbeitslosigkeit in Europa nimmt bedrohliche Züge an. Besonders hart trifft sie die jungen Spanier und Portugiesen. Immer mehr wandern deshalb aus. Ironie der Geschichte: Das neue Eldorado finden sie in den alten Kolonien.

Von Sandro Benini

ANA LÓPEZ MUSSTE HILFLOS MIT ansehen, wie ihr Leben in die Brüche ging. Es war 2008, die globale Finanz- und Wirtschaftskrise liess in Spanien eine gigantische Immobilienblase platzen, der Staat musste die Banken vor dem Zusammenbruch bewahren und stürzte ins Elend. Mit ihm stürzte eine ganze Generation.

Die damals 36-jährige Ana López verlor ihre Stelle bei der Informationsagentur der autonomen Gemeinschaft Andalusien. «Ich dachte zunächst, die Krise würde ebenso vorübergehen wie andere konjunkturelle Dämpfer zuvor. Ich hatte etwas

Erspartes und bekam monatlich 980 Euro Arbeitslosengeld.» Zunächst hielt sich die studierte Kommunikationswissenschaftlerin mit Gelegenheitsjobs über Wasser, arbeitete beim Layout einer neuen Zeitschrift mit, werkelte für eine Werbeagentur. Doch je weiter die Krise voranschritt, desto spärlicher wurden die Aufträge und desto schlechter waren sie bezahlt. «Zunächst weigerte ich mich, einen Praktikantinnenlohn von vier Euro pro Stunde zu akzeptieren. Aber irgendwann bewarb ich mich um die wenigen Stellen gemeinsam mit Leuten, die sogar bereit waren, für einen Euro

fünfzig zu arbeiten.» Jede Rechnung im Briefkasten wurde zum Problem. Die Un gewissheit, ob das Geld bis Ende des Monats reichen würde, vergällte ihre Tage. Sie sei zunächst wütend gewesen und dann immer häufiger depressiv.

Als die Arbeitslosenkasse nach elf Monaten ihre Hilfe einstellte, musste Ana López ins Elternhaus zurückziehen. Das Leben stand still, die Zukunft tat sich auf wie ein Abgrund, die Schönheit ihrer Heimatstadt Sevilla verlor den Kampf gegen die allgegenwärtige Trostlosigkeit. «Im Februar 2011 entschied ich mich, ►



+52%

AUSLÄNDER IN BRASILIEN

Allein 2011 ist die Zahl der in Brasilien lebenden Ausländer um über 52 Prozent gestiegen. Die Portugiesen stellen mit knapp 330'000 Eingewanderten die gewichtigste Gruppe. Doch auch die Zahl der Spanier ist seit 2008 um gut 25 Prozent gestiegen.

4%

WACHSTUM

2010 wuchsen die lateinamerikanischen Volkswirtschaften durchschnittlich um 6,2 Prozent, vergangenes Jahr betrug die Steigerung 4,5 Prozent. Trotz der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise prognostizieren Ökonomen auch für 2012 noch ein Wachstum von knapp 4 Prozent.

30%

ARMUT

Die UNO-Wirtschaftskommission für Lateinamerika und die Karibik kommt in ihren jüngsten Studien zum Schluss, dass die Armut in der Weltregion vergangenes Jahr auf den tiefsten Stand seit zwei Jahrzehnten gesunken ist. Noch 30 Prozent der lateinamerikanischen Bevölkerung sind davon betroffen. Der Anteil der in absoluter Armut (mit weniger als einem US-Dollar pro Tag) lebenden Bewohner hat sich in vielen Ländern binnen der letzten zehn Jahre mehr oder weniger halbiert. Etwa in Brasilien (von 13 auf sieben Prozent), in Peru (von 24 auf zehn Prozent) oder in Venezuela (von 22 auf zehn Prozent).



INFLATION

Die Inflation ist in fast allen lateinamerikanischen Ländern unter Kontrolle, und auch andere makroökonomische Indizes wie Haushaltsdefizit und Verschuldung sind äußerst solide. Die überwiegende Mehrheit der Staaten würde die Maastricht-Kriterien der Europäischen Union spielend erfüllen.

> 500 000

AUSWANDERER AUS SPANIEN

2011 ist die Zahl der Emigranten um nahezu 37 Prozent auf über eine halbe Million gestiegen, womit zum ersten Mal seit einem Jahrzehnt mehr Menschen aus Spanien aus- als einwanderten.

Spanien zu verlassen. Ich befürchtete, ich würde sonst den Rest meines Lebens vertrödeln. Einige meiner Freunde begaben sich in ihrer Verzweiflung auf den Pilgerweg nach Santiago de Compostela. Das war für mich als Atheistin keine Alternative.»

Die Flucht der Akademiker

Ana López stand nicht alleine mit ihrem Entschluss. In Spanien beträgt die Arbeitslosigkeit fast 25 Prozent, die Jugendarbeitslosigkeit erreicht den innerhalb Europas rekordhohen Wert von 53 Prozent. Auswandern ist für viele die einzige Lösung, vor allem für die Jungen und Gutausbildeten. 2011 ist die Zahl der Emigranten um nahezu 37 Prozent auf über eine halbe Million gestiegen, womit zum ersten Mal seit einem Jahrzehnt mehr Menschen aus- als einwanderten. Von den Auswanderern ist jeder fünfte spanischer Staatsbürger, die übrigen sind Ausländer, die unter dem Druck der Krise in ihre Heimatstaaten zurückkehren. Insgesamt leben gegenwärtig knapp zwei Millionen Spanierinnen und Spanier im Ausland, 6,7 Prozent mehr als vor einem Jahr. Seit 2008 beträgt der Zuwachs 22 Prozent. Die meisten davon sind Akademiker.

Die Angaben über den Braindrain, von dem das iberische Land betroffen ist und der sich noch massiv verschärfen dürfte, sind dramatisch. Einer Umfrage zufolge waren vor fünf Jahren 46 Prozent der spanischen Studenten und Universitätsabgänger bereit, ihr Land zu verlassen; heute sind es 98 Prozent. Hervorragende Chancen, im Ausland eine Stelle zu bekommen, haben vor allem Ingenieure, Architekten, Informatiker, Banker und medizinisches Fachpersonal.

Die meisten emigrieren in andere EU-Staaten, doch an zweiter Stelle unter den beliebtesten Destinationen folgt Lateinamerika, wo sich allein vergangenes Jahr 11'000 Spanier niederliessen. Noch vor nicht allzu langer Zeit träumten Hunderttausende Latinos von einem besseren Leben



-1,83 %

WACHSTUM

Der Internationale Währungsfonds prophezeit Spanien sowohl für das laufende Jahr (-1,83 Prozent BIP-Wachstum) wie auch für 2013 eine Rezession. Bereits 2010 (-0,1 Prozent) und 2009 (-3,7 Prozent) schrumpfte die Wirtschaft, nach einer kurzen Erholung 2011 (+0,71 Prozent).

53 %

JUGENDARBEITSLOSIGKEIT

Die Jugendarbeitslosigkeit hat mit 53 Prozent einen historischen Höchststand erreicht, bezogen auf die Gesamtbevölkerung sind 25 Prozent ohne Arbeit. «Die Financial Times» Deutschland titelte vor kurzem: «Spaniens Arbeitslosigkeit bricht Weltrekord.»

-32 %

IMMOBILIENMARKT

Laut Tinsa, einer Immobilienbewertungsfirma, haben die Immobilien in Spanien seit August 2007 fast einen Drittel an Wert verloren. Allein zwischen August 2011 und August 2012 sind die Preise um 11,6 Prozent gesunken – die Talsohle scheint noch nicht erreicht.

in Spanien, heute ist es umgekehrt. Seit dem Spanischen Bürgerkrieg (1936 bis 1939) haben nie mehr so viele den Atlantik überquert, um zu bleiben. Da der Ausländeranteil in lateinamerikanischen Staaten gering ist und Mangel an gut qualifiziertem Personal herrscht, sind die Einwanderungsgesetze verglichen mit Europa grosszügig.

Das Land mit der weltweit grössten spanischen Ausländergemeinschaft ist Argentinien, an dritter Stelle steht Venezuela. Allerdings gibt es einen statistisch nicht erfassten Verzerrungseffekt: Da ein Ausländer mit iberischen Grosseltern relativ einfach den spanischen Pass erhält, gibt es unter den Übersiedlern nach Lateinamerika viele Doppelbürger, die zuvor nach Spanien gekommen waren und nun wegen der Krise in ihr Ursprungsland zurückkehren.

Zehn Vorstellungsgespräche

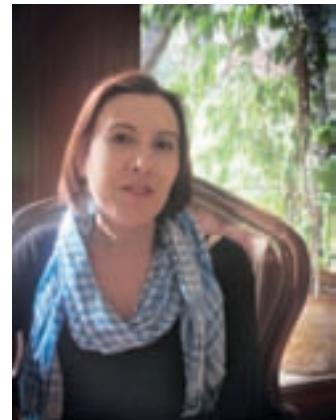
Ana López suchte im Internet nach den lateinamerikanischen Ländern, in denen sie sich die besten Chancen ausrechnen konnte. Ihre Nachforschungen ergaben Chile und Brasilien. Sie entschied sich für Chile, wo sie im Februar 2012 ankam, ohne genau zu wissen, was sie erwarten würde. «Aber es war angenehm, nach der Landung mit dem Zöllner problemlos die eigene Sprache sprechen zu können.» Erst recht bestätigt fühlte sich López, als sie bei ihrem ersten Rundgang durch die Hauptstadt Santiago de Chile sah, was sie in Spanien seit Jahren nicht mehr gesehen hatte: Restaurants, Geschäfte, Baustellen, deren Betreiber Plakate ausgehängt hatten, weil sie dringend Perso-

nal benötigten. Ana López hatte 1800 Euro Ersparnis vor der spanischen Misere gerettet und mietete sich zunächst ein Hotelzimmer. Über Facebook kontaktierte sie Landsleute, und was sie feststellte, was abermals beruhigend: Fast alle verströmten Optimismus, fast alle hatten es geschafft im neuen Land und im neuen Leben. Bereits im ersten Monat wurde Ana López zehnmal zu Vorstellungsgesprächen eingeladen.

Heute arbeitet sie für eine Stiftung des Unternehmerverbandes, die Kontakte zwischen chilenischen und spanischen Firmen vermittelt und die Europäer bei Investitionen berät. Sie sagt, sie sei glücklich, auch wenn ihr monatlicher Bruttolohn von 1500 Euro tiefer ist als der Lohn, den sie vor der Krise in Spanien verdient hatte – und obwohl sie dieselbe Erfahrung machen musste wie alle ihre Landsleute: Chile ist deutlich teurer, als sie es erwartet hatte. Ablehnende Reaktionen vonseiten der einheimischen Bevölkerung auf die Einwandererwelle hat sie bisher nicht erlebt, im Gegenteil. «Chilenische Firmen sind stolz darauf, einen Spanier mit akademischem Titel einzustellen. Das verleiht Prestige.»

Wachstumslokomotive Brasilien

Überwältigt von der Gastfreundschaft im neuen Land war auch der 32-jährige IT-Ingenieur Ismael Garrido. Er liess sich vor drei Jahren in Mexiko nieder, nachdem er in Spanien seine Arbeit verloren hatte und monatelang nicht einmal zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden war. In der nordmexikanischen Industriemetropole Monterrey hingegen fand der mit einer Mexikanerin verheiratete Garrido im Handumdrehen Arbeit als Computertechniker. Er stört sich zwar am mexikanischen Lohnniveau, das selbst für lateinamerikanische Verhältnisse tief ist. Umgerechnet verdient er monatlich 900 Franken. Er musste sich auch daran gewöhnen, dass es in einem mexikanischen Betrieb länger dauert, bis ein Entscheid gefällt wird, dass das Arbeits- und sogar das Sprechtempo gemäch-



Ana López, 40, ist glücklich in Chile, obwohl das Land teurer ist, als sie es erwartet hatte. In Spanien überkam die Kommunikationswissenschaftlerin das Gefühl, die Zeit zu vertrödeln. «Hier kann ich mir eine eigene Wohnung leisten. Und wieder mit Freunden essen gehen. Ein neues Leben.»

licher ist als in Spanien. Dafür ist die obligatorische Präsenzzeit – von neun Uhr morgens bis sieben Uhr abends – länger. Dennoch sagt Garrido: «In Spanien wird es jahre-, vielleicht sogar Jahrzehntelang nur noch abwärtsgehen. In Mexiko habe ich trotz meines niedrigen Lohnes das Gefühl, meine Zukunft in den eigenen Händen zu halten. Es hängt von mir ab, was ich daraus mache.»

Lateinamerikas Schwellenländer sind wirtschaftlich zwar weniger erfolgreich als Indien oder China. Die stabilen makroökonomischen Eckdaten, die fast überall gebändigte Inflation, die gestiegenen Weltmarktpreise für Erdöl, Edelmetalle und landwirtschaftliche Produkte haben jedoch eine Dynamik entfacht, wie sie noch in den 80er und 90er Jahren undenkbar war. Argentiniens Wirtschaft erzielte ►

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Jugendarbeitslosigkeit

Trotz vergleichsweise guter Beschäftigungslage gehört die Jugendarbeitslosigkeit für 32 Prozent zu den fünf wichtigsten Problemen der Schweiz.



«Was sind die wichtigsten Probleme der Schweiz?»

während der vergangenen acht Jahre ein durchschnittliches Wachstum von neun Prozent, in Peru waren es sieben Prozent; Kolumbien und Chile wuchsen vergangenes Jahr um je sechs Prozent. Die Lokomotive der Weltregion ist Brasilien, wo Unternehmen in den Bereichen Energie, Bergbau, Finanzen und IT händeringend nach gut qualifizierten Arbeitskräften suchen. Laut einer Studie des Wirtschaftsmagazins «Exame» sind bei 80 Prozent von 335 befragten Unternehmen Stellen zu besetzen, und 57 Prozent der Firmen geben an, dabei auf massive Schwierigkeiten zu stossen. Allein im vergangenen Jahr ist die Zahl der in Brasilien lebenden Ausländer um über 52 Prozent gestiegen. Zwar ist Brasilien aus sprachlichen Gründen besonders für auswanderungswillige Portugiesen attraktiv, die mit insgesamt knapp 330'000 Einge-

wanderten die wichtigste Gruppe stellen. Doch auch die Zahl der Spanier im grössten lateinamerikanischen Land ist seit 2008 um gut 25 Prozent gestiegen.

Anders als etwa in Mexiko liegen brasilianische Löhne in vielen Sparten sogar höher als europäische. Die Hotelmanagerin Virginia Manzanares, die seit Mai 2011 in der brasilianischen Stadt Salvador da Bahia für eine Hotelkette arbeitet, verdient heute 30 Prozent mehr als vor ihrer Auswandlung. Der in São Paulo lebende Unternehmer Raúl Maraña erzielt mit Computerspielen eine jährliche Umsatzsteigerung von 80 Prozent, während sein Geschäft in Spanien binnen eineinhalb Jahren förmlich weggebrochen sei.

Kulturelle Differenzen

Gibt es auch Schlechtes aus Lateinamerika zu berichten? Die 32-jährige Manzanares nennt die hohe Kriminalität, vor der man sich jedoch schützen könne, wenn man die üblichen Vorsichtsmassnahmen treffe. Ferner die dürftige Infrastruktur, die holprigen Strassen, die ungenügende Müllabfuhr. «Einmal sass ich beim Coiffeur, und plötzlich schaute hinter einem Spiegel eine Ratte hervor.»

Maraña beklagt sich über die umständliche Bürokratie, etwa um eine Wohnung zu mieten oder ein Bankkonto zu eröffnen. «Die Vermieter verlangten den Nachweis, dass ich bei einer Bank ein Konto besitze. Aber die Bankangestellten wollten kein Konto auf meinen Namen eröffnen, solange ich meinen Wohnsitz nicht durch einen gültigen Mietvertrag belegen konnte.» Maraña löste die scheinbar ausweglose Situation auf klassisch lateinamerikanische Art: Er steckte einem Bankangestellten umgerechnet 200 Franken zu.

Die Herzlichkeit der brasilianischen Bevölkerung stehe auch in krassem Gegensatz zur Sturheit der Migrationsbehörde. Aber sowohl Manzanares als auch Maraña zweifeln keine Sekunde daran, dass sie in Brasilien bleiben wollen. Die 33-jäh-



Ismael Garrido, 32, hatte in der mexikanischen Industriemetropole Monterrey keine Mühe, eine Stelle als Computertechniker zu finden. An das Arbeits- und Sprechtempo musste er sich erst gewöhnen. «Vom mexikanischen Drogenkrieg habe ich persönlich noch nie etwas gemerkt.»



Silvia Salgado, 33, denkt nicht an Rückkehr, obwohl sie im Moment in ihrem Traumland Kolumbien keine Stelle hat und sich manchmal über die Latinos ärgert. «Ich gebe die Hoffnung nicht auf. In Bogotá herrscht Aufbruchstimmung, in Spanien fühlt man sich wie kurz vor dem Weltuntergang.»

rige Betriebswirtschafterin Silvia Salgado, die im Moment in Bogotá eine Stelle sucht, stört sich an der Unzuverlässigkeit der Latinos, an ihrer Angewohnheit, etwas zu versprechen und es nicht zu halten, an ihrer Neigung, einen ablehnenden Entscheid nicht offen zu kommunizieren, sondern auf Anrufe und Mails einfach nicht mehr zu antworten. Sie ist von allen Befragten die Einzige, deren Erwartungen sich bisher nicht erfüllt haben. Aber auch sie sagt: «Ich bin lieber in Kolumbien arbeitslos als in Spanien. Hier habe ich wenigstens die Hoffnung, irgendwann wieder etwas zu finden.» ■

Sandro Benini ist Lateinamerika-Korrespondent des «Tages-Anzeigers». Er lebt in Mexiko.

Arbeitslosigkeit als globale Herausforderung

Essay von Michael Spence

In den letzten drei Jahrzehnten sind hunderte Millionen neuer Arbeitskräfte in die Weltwirtschaft eingetreten. Sie verfügten über unterschiedliche Qualifikationen, aber im Laufe der Zeit haben alle hinsichtlich Wertschöpfung und Einkommen profitiert. Dieser massive Strukturwandel führte zu einem enormen Wachstum der Weltwirtschaft, gleichzeitig stellt er sie vor drei grosse Herausforderungen. Die erste besteht darin, genügend Arbeitsplätze zu schaffen, um dem Zustrom neuer Arbeitskräfte auf den Arbeitsmarkt gerecht zu werden, was zahlreichen Industrie- und Entwicklungsländern misslingt. Die Jugendarbeitslosigkeit ist hoch und steigt weiter. Zweitens gilt es, die Qualifikationen und Fähigkeiten auf das Arbeitsplatzangebot abzustimmen – und diese Anpassung braucht Zeit. Die Globalisierung und personalsparende Technologien führten in zahlreichen Ländern zu einem Ungleichgewicht zwischen angebotenen und nachgefragten Fachkenntnissen. Die dritte Herausforderung betrifft die Verteilungseffekte. Da der handelbare Teil der Weltwirtschaft (also Güter und Dienstleistungen, die in einem Land erzeugt und in einem anderen verbraucht werden) wächst, steigt auch der Wettbewerb um Aufträge und Arbeitsplätze. Dies senkt den Preis der Arbeit und schmälert die Bandbreite der Beschäftigungsmöglichkeiten in allen global integrierten Volkswirtschaften.

Viele Industrieländer waren mit einem begrenzten Wachstum des mittleren Einkommens konfrontiert. Durch die Schaffung von Arbeitsplätzen in den nicht handelbaren Sektoren wurde in den zwei Jahrzehnten vor der Krise des Jahres 2008 das Beschäftigungsniveau erhalten – und der Druck auf die Einkommen gemildert. In einigen Fällen äusserte sich diese Entwicklung in Form eines rapiden Wachstums des Staatsapparates. In anderen Fällen unterstützte die Veränderung der Beschäftigungssituation in Richtung Dienstleistungen und Bautätigkeiten einen exzessiven, von Schulden getriebenen Verbrauch. Tatsächlich waren in den USA zwischen 1990 und 2008 Staat und Gesundheitswesen für fast 40 Prozent des Nettobeschäftigungswachstums verantwortlich.

Diese Entwicklung fand mit der Finanzkrise 2008 ein abruptes Ende. Die Fremdfinanzierung im privaten Sektor wurde geringer. Im öffentlichen Sektor erreichte – und überschritt – sie tragbare Grenzen, wobei Griechenland nur das extremste Beispiel ist. Seither stagniert das Wachstum vor allem in den Industrieländern und die Beschäftigungslokomotiven sind grösstenteils ausgefallen. Ein Teil der Antwort liegt in den lang anhaltenden Auswirkungen von Finanzkrisen und der Entschuldung, wie dies Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff in ihrem Buch



Michael Spence (68) ist Ökonomie-Nobelpreisträger und Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Stern School of Business der New York University. Sein jüngstes Buch trägt den Titel «The Next Convergence – The Future of Economic Growth in a Multi-speed World». ©Project Syndicate, 2011. Aus dem Englischen von Helga Klinger-Groier.

«Dieses Mal ist alles anders» sehr gut darlegen. Gleichzeitig verzögern die einer Krise vorangehenden finanziellen Ungleichgewichte und Verzerrungen auch die notwendigen Antworten auf technologische und globale Marktkräfte in der Realwirtschaft.

Was bedeutet es nun, dass Strukturanpassungen immer weiter hinter jene globalen Kräfte zurückfallen, die den Druck für einen Strukturwandel begründen? Vor allem heisst es, dass die Erwartungen krass von der Realität abweichen und daher angepasst werden müssen, in manchen Fällen nach unten. Aber auch die Verteilungseffekte sind ernst zu nehmen und müssen angegangen werden. Die Belastungen einer

Wir müssen konstruktive Möglichkeiten finden, um die Geschwindigkeit der Globalisierung zu senken.

schwachen oder nicht existierenden Erholung sollten nicht von den (jugendlichen) Arbeitslosen getragen werden. Im Interesse des sozialen Zusammenhalts ist die Marktsituation zu verändern, um eine gleichmässigere Verteilung von Einkommen und Leistungen herzustellen.

Das Gebot struktureller Anpassungen bedeutet auch, dass Einzelpersonen, Staaten und andere Institutionen (vor allem Schulen) ihr Augenmerk auf raschere Anpassungen legen müssen, um den sich rasch verändernden Marktbedingungen Rechnung zu tragen. Das bedeutet nicht nur, die Qualifikationen den Arbeitsplätzen anzupassen, sondern auch die Bandbreite der Arbeitsplätze zu erweitern, um den Qualifikationen gerecht zu werden. Schliesslich müssen sich globale Institutionen der Frage widmen, ob der Strukturwandel schneller vonstatten geht, als sich Einzelne, Volkswirtschaften und Gesellschaften daran anpassen können. Wenn dem so ist, besteht die nächste Herausforderung darin, konstruktive Möglichkeiten zu finden, um die Geschwindigkeit der Globalisierung zu senken.

Nichts davon wird leicht sein. Denn noch fehlen uns wichtige Grundlagen zum Verständnis des Strukturwandels. Dennoch erwarten Arbeitslose und gering Beschäftigte, vor allem unter den jungen Menschen, von ihren Politikern und Institutionen, dass sie es versuchen.



© Jason Sangster / CARE

CARE ist eine humanitäre Organisation, die sich in mehr als 80 Ländern gegen die globale Armut engagiert.

**CARE Frankreich sucht Philanthropen,
die in strategische Entscheidungen der Organisation investieren möchten.**

Wir haben eine neue Entwicklungsphase eingeläutet.
Unser philanthropisches Programm macht's möglich.

Helfen Sie uns, mehr zu bewirken. Kontaktieren Sie Emanuela Croce,
unseren Philanthropy Manager, für weitere Informationen.

+ 33 1 53 19 87 62 • croce@carefrance.org

CARE Frankreich ist eine eingetragene
Wohltätigkeitsorganisation.

www.carefrance.org



A photograph of a person with dark hair, wearing a grey sweater and blue jeans, sitting on a bench. They are looking down at their hands, which are clasped together. The background is blurred with warm colors.

Credit Suisse Jugendbarometer

Was der Jugend im Leben wichtig ist.
Die grosse Umfrage in Brasilien, in den
USA und in der Schweiz.



1.

Lebensziele und Werte

Die Jugendlichen sehen ihre eigene Zukunft optimistisch.

2.

Beruf und Finanzen

Die Schweizer sind im Beruf am glücklichsten, die Amerikaner haben am meisten Schulden.

3.

Politik und Gesellschaft

Das Vertrauen in das politische System ist in Brasilien tief und in der Schweiz hoch.

4.

Freizeit und Medien

Smartphones nutzen und Freunde treffen sind die wichtigsten Freizeitbeschäftigungen.

So denkt die Jugend

Drei Länder aus verschiedenen Kulturen, eine Zielgruppe, hoch spannende Einsichten: Das Credit Suisse Jugendbarometer erlaubt einen einzigartigen Einblick in die Lebensziele und in die Werthaltungen der Jugendlichen in der Schweiz, in den USA und in Brasilien.

Wie sehen sie ihre Zukunft? Was ist ihnen im Leben wirklich wichtig? Vertrauen sie den Regierungen in ihren Ländern? Wofür geben sie gerne Geld aus? Wo sehen sie die grössten Probleme? Das sind einige der Fragen, die das Forschungsinstitut gfs.bern im Auftrag der Credit Suisse auch dieses Jahr wieder je rund tausend Jugendlichen stellte.

Was über die Kulturen hinweg auffällt, ob in Brasilien, in den USA oder in der Schweiz: Die Jugendlichen im Alter von 16 bis 25 Jahren sind trotz der grössten Wirtschaftskrise seit Generationen optimistisch und leistungsbereit. Sie möchten ein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung und streben danach, ihre Träume zu verfolgen und ihren Talenten nachzugehen. Sie möchten einen Beruf, der sie ausfüllt. Freunde und Familie sind ihnen sehr wichtig. Ehrlichkeit und Treue sind zentrale Werte.

Diese Befunde widersprechen jüngsten Medienberichten über eine angebliche «Generation ohne Eigenschaften», die zwar Chancen habe wie kaum eine Generation vor ihr, die aber nicht wisse, was sie damit anfan-

gen solle. «Ohne Plan, ohne Mut, ohne Biss» titelte zum Beispiel die deutsche Zeitung «Die Welt».

Gerade in der Schweiz ist das Gegenteil wahr. Statt von einer unschlüssigen und entscheidungsschwachen «Generation Maybe», die vorab an einer Spassgesellschaft interessiert ist, könnte man vielmehr von einer «Hands-on Generation» sprechen: von einer zupackenden Generation, die eine klare Vorstellung von ihrem Leben hat. Der Beruf steht in ihrer Wertehierarchie hoch oben. Er ist letztlich sogar ein Mittel zur Selbstverwirklichung. Im Zentrum ihrer Wünsche steht eine ausgewogene Balance zwischen Freizeit und Beruf.

Wir haben hier für Sie die wichtigsten und interessantesten Ergebnisse zusammengestellt. Wenn Sie noch mehr über die Jugend von heute erfahren wollen: Die ganze Studie mit allen Fragen und Antworten finden Sie auf der Website des Credit Suisse Jugendbarometers:

www.credit-suisse.com/jugendbarometer

Die Umfrage

Für das Credit Suisse Jugendbarometer 2012 wurden jeweils rund 1000 Jugendliche im Alter zwischen 16 und 25 Jahren in der Schweiz, in den USA und in Brasilien befragt. Die Umfrage wurde vom Forschungsinstitut gfs.bern zwischen März und April 2012 vorwiegend online durchgeführt. Das Credit Suisse Jugendbarometer wird seit 2010 jährlich erhoben.

Bild links

DIMITRI KARAKOSTAS, 24,
KANADA
«Ich nahm das Bild auf in Glasgow im April. In einer Stadt, die oft bedeckt ist, fällt Pink auf. Und pinkfarbenes Haar vor einer pinken Wand – das konnte ich mir schlicht nicht entgehen lassen!»

Bild vorherige Seite

OLIVIA BEE, 18, USA
«Mein Freund Liam ist am Breakdancen auf seinem Hausdach. Es war in meinem zweiten Highschool-Jahr, wir waren damals albern und wild – es war toll.»

1. Lebensziele und Werte

Es ist, in Zeiten der grössten Wirtschaftskrise seit Generationen, ein überraschendes Resultat: Die Jugendlichen aus allen drei Ländern sehen ihre eigene Zukunft grossmehrheitlich positiv. Am optimistischsten ist man in Brasilien.

Während den Jugendlichen in der Schweiz und in den USA an der Verwirklichung ihrer Träume, an einem eigenen Haus und einer guten Work-Life-Balance gelegen ist, denkt man im Schwellenland Brasilien noch stärker an die akademische Ausbildung und an eine Karriere.

Die Jugendlichen in der Schweiz haben einen Lebensentwurf, der eine Spur postmaterialistischer ist als in Brasilien oder in den USA: Viel Geld haben ist ihnen vergleichsweise weniger wichtig. Sie möchten aber, dass ihr Beruf spannend ist. Am wichtigsten überhaupt sind den Jugendlichen Freunde, auf die man sich verlassen kann. Werte wie Ehrlichkeit und Treue stehen hoch oben in der Werteskala.

Was bei den Schweizer Jugendlichen auffällt: Nur eine klare Minderheit hat das Gefühl, dass Gesellschaft und Wirtschaft auf sie angewiesen sind. Die Altersgenossen in den USA und vor allem in Brasilien fühlen sich deutlich willkommener. Das lässt auf eine innere Distanz schliessen, die der Politik und der Wirtschaft in der Schweiz zu denken geben muss.

Interessant: Im Falle eines beruflichen oder finanziellen Scheiterns baut man in der Schweiz und in Brasilien vor allem auf die Eltern. Auf eine Absicherung durch den Staat vertrauen über die Hälfte der brasilianischen Jugendlichen – in der Schweiz hingegen nicht einmal jeder Vierte.

Abbildung 1.01

Brasilianer sind am optimistischsten

«Wie sieht Ihrer Meinung nach Ihre eigene Zukunft aus? Sehen Sie zum jetzigen Zeitpunkt die Zukunft eher düster, eher zuversichtlich oder gemischt – mal so mal so?»

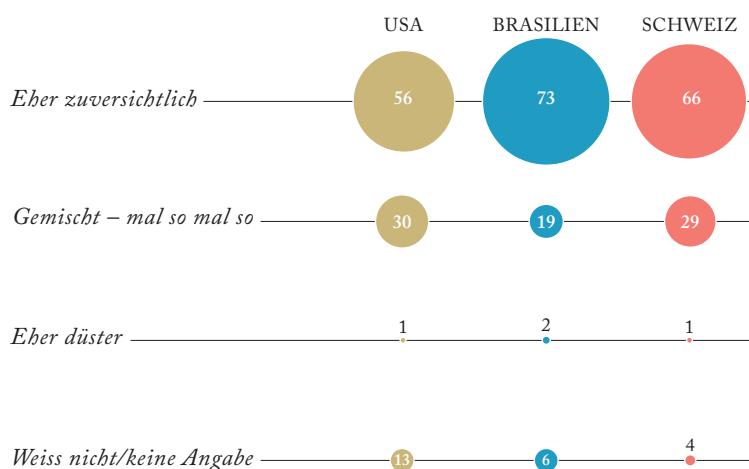


Abbildung 1.02

Schweizer fühlen sich nicht gebraucht

«Wenn Sie an Ihre Pläne im Leben denken: Wie stark treffen die folgenden Aussagen auf Ihre Zukunftspläne zu?»

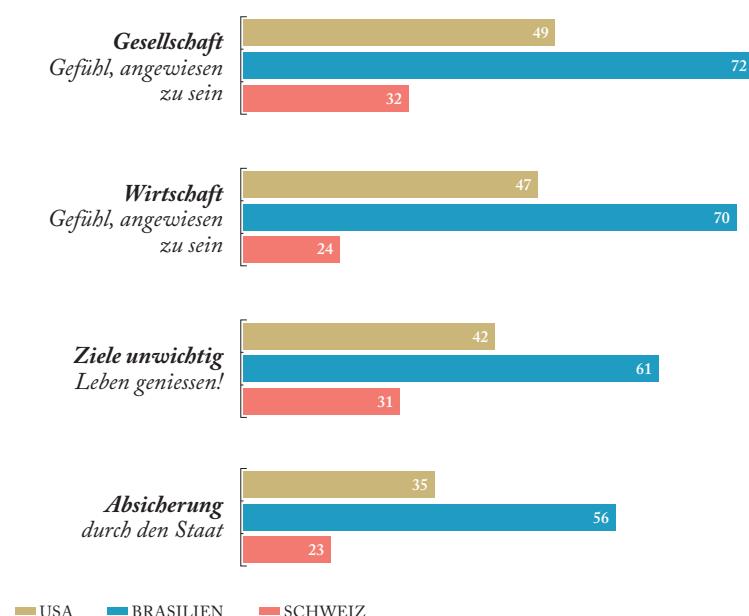


Abbildung 1.03

Freunde, Familie und Ehrlichkeit sind für die Schweizer das Wichtigste im Leben

«Jeder Mensch hat bestimmte Vorstellungen, die sein Leben und sein Verhalten bestimmen. Wenn Sie daran denken, was Sie in Ihrem Leben anstreben: Wie wichtig sind dann die folgenden Dinge für Sie persönlich?»

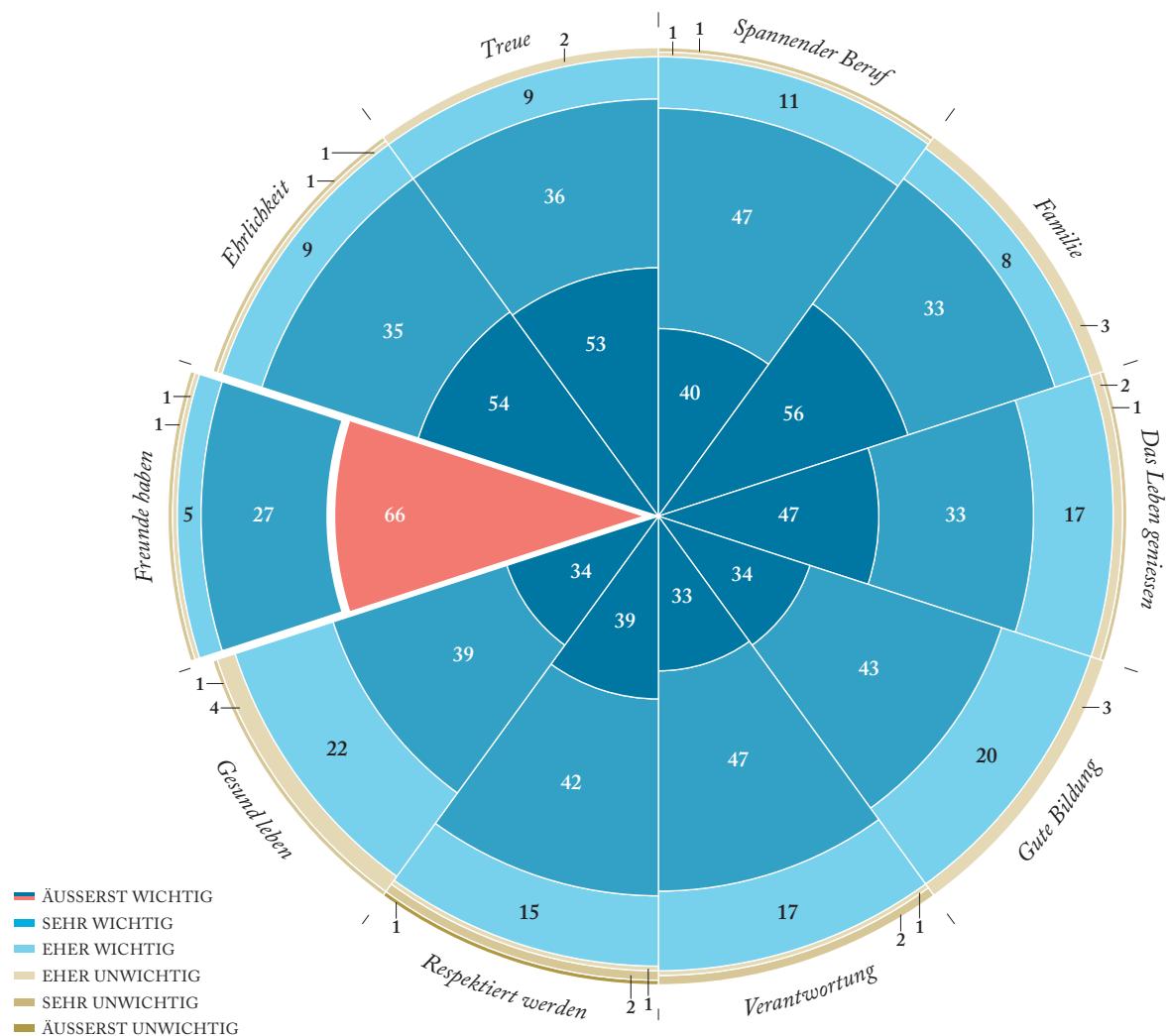
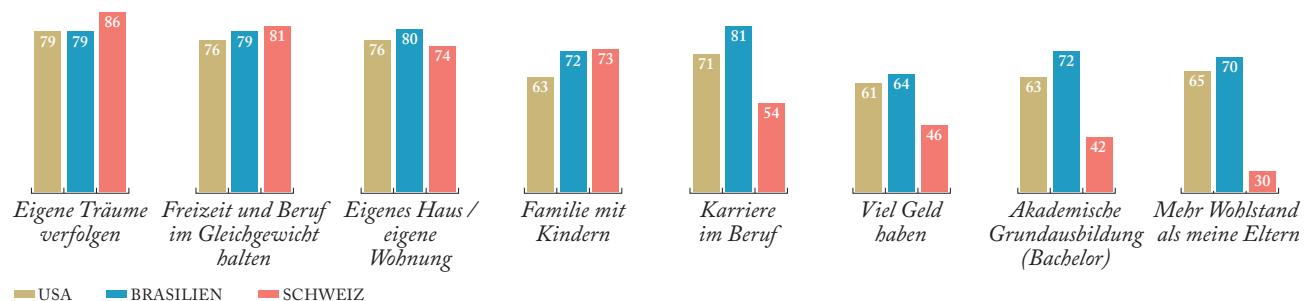


Abbildung 1.04

Träume zu verwirklichen ist wichtiger, als viel Geld zu verdienen

«Wenn Sie an Ziele in Ihrem Leben denken: Was streben Sie unbedingt an, was wünschen Sie sich auf keinen Fall und wo werden Sie je nach Lauf der Dinge erst in Zukunft spontan entscheiden?»



2. Beruf und Finanzen

Die Schweizer Jugendlichen sind, was ihre berufliche Situation angeht, ausgesprochen glücklich. Eine absolute Mehrheit sagt sogar, die aktuelle Stelle entspricht ganz ihren Träumen. In den USA zum Beispiel sieht das nicht einmal ein Drittel so.

Schweizerinnen und Schweizer können generell deutlich mehr mit der Berufswelt anfangen als die Altersgenossen in Brasilien und in den USA. Das hängt sicherlich mit dem dualen Bildungssystem zusammen, das Schweizer Jugendliche früh in die Arbeitswelt einbindet. Wer nicht selber eine Lehre macht oder gemacht hat, der kennt andere junge Menschen, die eine absolvieren. So kommt man in der

Schweiz vergleichsweise früh mit der Arbeitswelt in Kontakt.

Deutlich unterschiedlich wird auch die Bedeutung eines Universitätsstudiums eingeschätzt. Nur jeder dritte Schweizer Jugendliche sieht ein Studium als beste Grundlage für die Karriere. Besonders in Brasilien (85 Prozent), aber auch in den USA (76 Prozent) wird das völlig anders gesehen.

Eigentum und Vermögen haben in allen drei Ländern einen wichtigen Stellenwert. Das eigene Haus, die eigene Wohnung sind wichtige Wünsche, in der Schweiz sogar der grösste Wunsch. In allen drei Ländern geben über 70 Prozent der Befragten an, dass sie regelmässig sparen. Auch Kredit-

karten sind unter Jugendlichen weit verbreitet. Frappant sind dagegen die Unterschiede bei den finanziellen Verpflichtungen. Es sind die frappantesten Unterschiede der ganzen Umfrage: Die Schweizer Jugendlichen haben fast keine Schulden, und wenn, dann bei der eigenen Familie und bei Bekannten. Das Leben auf Pump ist dagegen bei Jugendlichen in den USA und, leicht abgeschwächt, auch in Brasilien weit verbreitet.

Abbildung 2.01

Schweizer haben öfter Traumjob

«Wie stark treffen folgende Dinge für Sie zu? Sie können zwischen 0 und 100 Prozent eine Schätzung abgeben.»

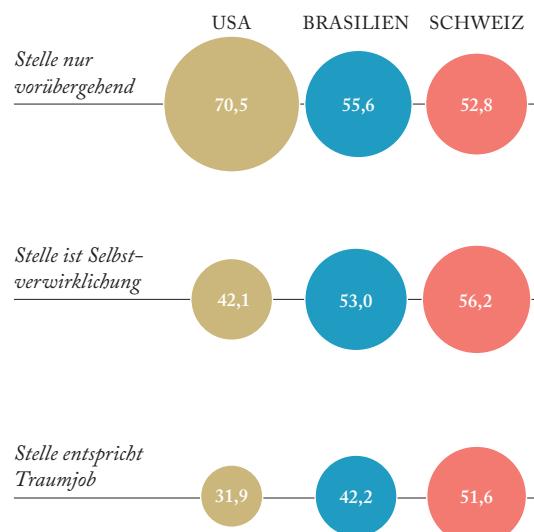


Abbildung 2.02

Amerikaner sind am meisten verschuldet

«Haben Sie persönlich folgende finanzielle Verpflichtungen?»

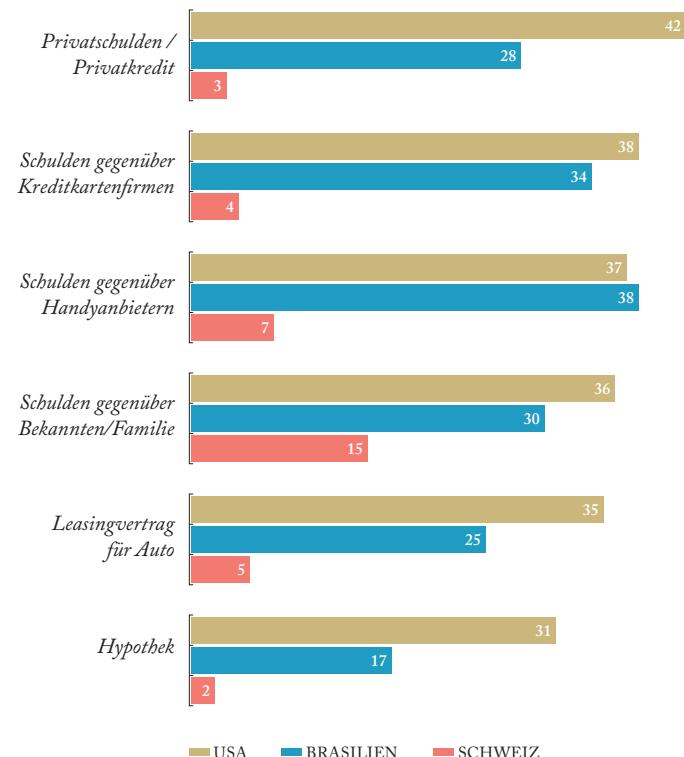
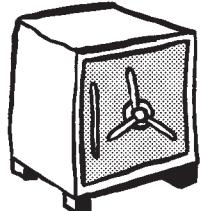


Abbildung 2.03

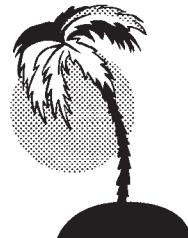
Was würdest du mit 10'000 Franken machen?

Frage: «Angenommen, Sie erhalten 10'000 Franken geschenkt, wie würden Sie das Geld verteilen?»



Sparkonto

- | | |
|--------------------------------------|-----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 2490.0 |
| ■ | USA: USD 3141.5 |
| ■ | Brasilien: BRL 3147.5 |



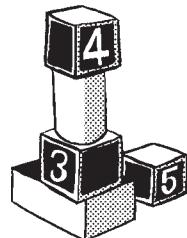
Ferien machen

- | | |
|--------------------------------------|----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 1540.4 |
| ■ | USA: USD 498.6 |
| ■ | Brasilien: BRL 628.9 |



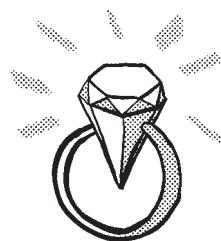
Für ein Haus sparen

- | | |
|--------------------------------------|-----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 816.0 |
| ■ | USA: USD 1244.5 |
| ■ | Brasilien: BRL 1274.8 |



Für Familie ausgeben

- | | |
|--------------------------------------|----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 708.9 |
| ■ | USA: USD 828.4 |
| ■ | Brasilien: BRL 627.8 |



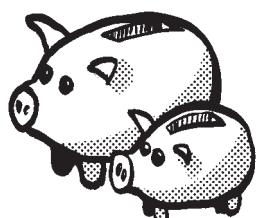
Kleider/Schmuck

- | | |
|--------------------------------------|----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 662.4 |
| ■ | USA: USD 448.0 |
| ■ | Brasilien: BRL 453.1 |



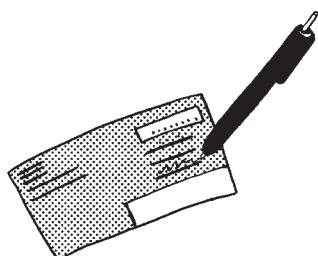
Auto kaufen

- | | |
|--------------------------------------|----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 620.2 |
| ■ | USA: USD 916.2 |
| ■ | Brasilien: BRL 585.5 |



Für Familie sparen

- | | |
|--------------------------------------|----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 587.4 |
| ■ | USA: USD 781.8 |
| ■ | Brasilien: BRL 672.9 |



Spenden

- | | |
|--------------------------------------|----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 391.9 |
| ■ | USA: USD 450.9 |
| ■ | Brasilien: BRL 505.6 |



Geschenke kaufen

- | | |
|--------------------------------------|----------------------|
| ■ | Schweiz: CHF 313.2 |
| ■ | USA: USD 241.8 |
| ■ | Brasilien: BRL 321.8 |

1 Schweizer Franken sind rund 1.05 US-Dollar und rund 2.20 Brasiliener Real

3. Politik und Gesellschaft

Die Problemwahrnehmung spiegelt den öffentlichen politischen Diskurs, der in den drei Ländern geführt wird: So nennen die Schweizer Jugendlichen – wie schon in den letzten Jahren – Ausländer- und Integrationsfragen als wichtigstes Problem des Landes. Auch die Frage, wie mit Flüchtlingen und Asylbewerbern umgegangen werden soll, hat stark an Bedeutung gewonnen. 58 Prozent sehen das Verhältnis zwischen jugendlichen Schweizern und Ausländern als «eher angespannt».

Trotzdem teilen rund drei Viertel der Jugendlichen die Haltung, dass die Schweiz von den ausländischen Arbeitskräften profitiert. Eine knappe Mehrheit findet, der Staat müsse mehr unternehmen, um Ausländer zu integrieren (55 Prozent), und in der Schweiz geborene Ausländer schneller einbürgern (55 Prozent).

Die Arbeitslosigkeit bereitet etwas weniger Sorgen als in den früheren Jahren, ebenso der Zustand der Umwelt oder Energiefragen. Nach wie vor unter den wichtigsten Themen ist die Zukunft der AHV und der Sozialwerke. Was auffällt: Stark steigend sind die Sorgen um die Wirtschaftsentwicklung generell, die dieses Jahr zum ersten Mal zu den zehn wichtigsten Problemen gezählt wird.

Zum Vergleich: In den USA und Brasilien gehört das Thema (Jugend-)Arbeitslosigkeit zu den wichtigsten Problemen überhaupt. Am meisten Sorgen bereitet den Brasilianerinnen und Brasilianern jedoch das Thema Korruption. Unter den fünf wichtigsten Problemen finden sich auch Themen, die in der Schweiz gar nicht genannt werden: Hunger zum Beispiel (27 Prozent) oder die Gewalt in den Städten (25 Prozent). In den USA sind die Top-Probleme neben Arbeitslosigkeit der Erdölpreis, die Angst vor dem Terrorismus und Gesundheitsfragen.

Politisch ordnen sich 34 Prozent der Schweizer Jugendlichen übrigens als «rechts» ein. Das sind fünf Prozentpunkte mehr als vor zwei Jahren, also ein markanter Zuwachs von 17 Prozent. An Attraktivität verloren hat dagegen das linke Lager, dem sich noch 29 Prozent der Jugendlichen zurechnen (2010: 31 Prozent). Zur Mitte zählen sich elf Prozent, etwas mehr als 2010 (acht Prozent).

Generell betätigt sich nur eine Minderheit der Jugendlichen aller drei Länder politisch aktiv. In den USA sind 48 Prozent politisch sehr stark oder eher stark engagiert, in Brasilien 44 Prozent und in der Schweiz nur gerade 29 Prozent. An politischen Demonstrationen teilzunehmen ist unter Schweizer Jugendlichen klar «out» – und so verpönt wie zum Beispiel Rauchen.

Obwohl die Politik wenig beliebt scheint, ist das Vertrauen der Schweizer Jugendlichen in die Regierung in den letzten beiden Jahren stetig angestiegen. Nur 30 Prozent finden, dass die Regierung in entscheidenden Fragen oft versagt. In den USA finden das über die Hälfte (51 Prozent) und in Brasilien sogar 57 Prozent.

Das vergleichsweise gute Abschneiden der Schweizer Regierung dürfte mit dem Zustand der Schweizer Wirtschaft zusammenhängen, die sich trotz Euro-Krise gut hält. Eine sehr deutliche Mehrheit glaubt auch, dass die Schweiz im Ausland ein sehr gutes (27 Prozent) oder eher gutes (65 Prozent) Ansehen geniesst.

34 %
der Schweizer
Jugendlichen
engagieren sich
stark sozial.

50 %
der brasilianischen
Jugendlichen
sehen die Korrup-
tion als wichtigstes
Problem an.

82 %
der amerikanischen
Jugendlichen finden,
dass ihr politisches
System gründlich
reformiert werden
müsste.

Abbildung 3.01

Schweizer Jugendliche machen sich mehr Sorgen wegen Wirtschaftskrise

«Auf dieser Liste sehen Sie einige Themen, über die in der letzten Zeit viel diskutiert und geschrieben worden ist: Wählen Sie aus dieser Liste jene Punkte aus, die Sie persönlich als die fünf wichtigsten Probleme der Schweiz ansehen.» (In Klammern Veränderung zum Vorjahr)

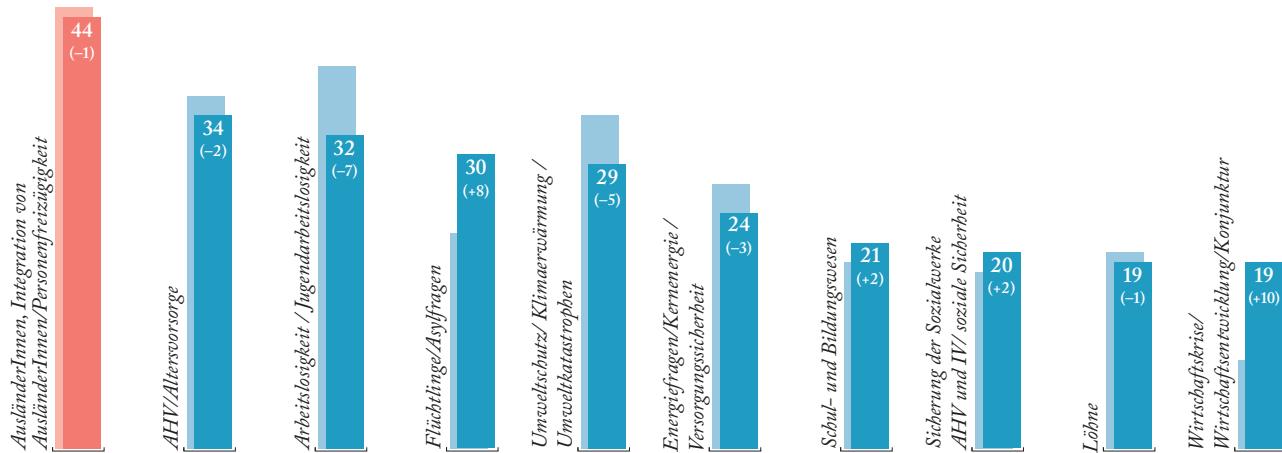


Abbildung 3.02

Brasilianische Jugendliche haben wenig Vertrauen in die Regierung

«Haben Sie das Gefühl, die Politik und Verwaltung versagen in den entscheidenden Dingen? Ist dies oft, selten oder nie der Fall?»

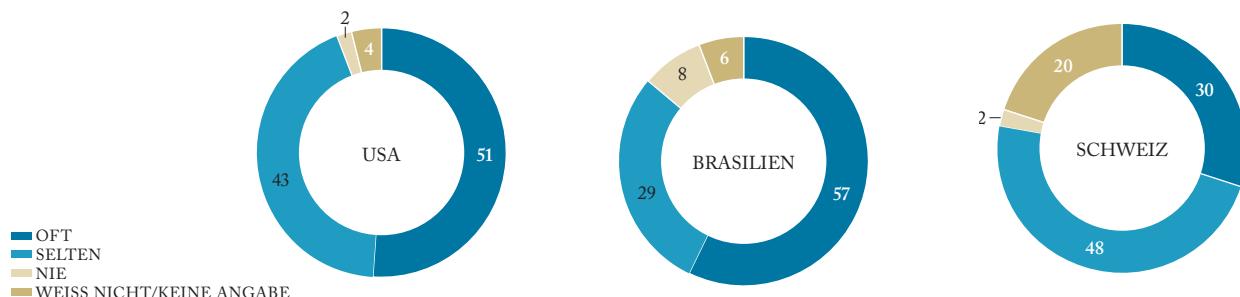
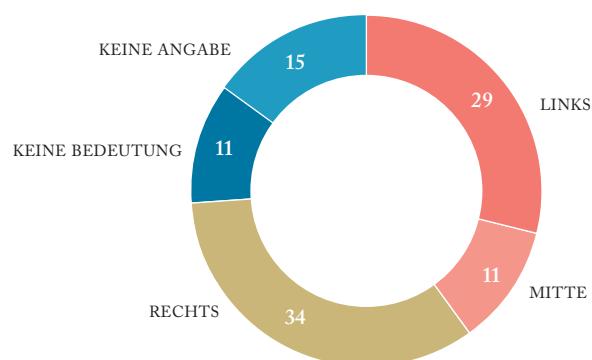


Abbildung 3.03

Schweizer Jugendliche stehen politisch eher rechts

«Links, Mitte, Rechts sind drei Begriffe, die häufig gebraucht werden um politische Ansichten zu charakterisieren. Können Sie mir sagen, wo Sie sich selber auf einer Skala sehen, bei der <0> ganz links, <5> die Mitte und <10> ganz rechts bedeutet?»

(Schweizer Antworten)



4. Freizeit und Medien

Es gibt einen klaren Trend, der die Jugendlichen der drei Länder verbindet: Die Nutzung von Internet sowie Smartphones wie iPhone, Blackberry oder Android nimmt kontinuierlich zu. 90 Prozent der Schweizer Jugendlichen sind Facebook-Mitglieder, 85 Prozent der brasilianischen und 75 Prozent der amerikanischen Jugendlichen. Interessant: In den USA ist der Anteil Mitglieder stark gesunken. Das deutet auf eine schwindende Attraktivität hin.

Die modernen Kommunikationsmittel führen nicht zur Vereinsamung, wie da und dort befürchtet wird. Es geht den Jugendlichen in erster Linie um den Austausch mit Freundinnen und Freunden. In der Schweiz sind SMS, das Mobiltelefon und soziale Netzwerke mittlerweile die wichtigsten Instrumente, um mit den Freunden in Kontakt zu treten. Das gute, alte Festnetztelefon dagegen hat in dieser Funktion praktisch ausgedient. Genauso wichtig wie Smartphones ist den Schweizer Jugendlichen auch, Freundinnen und Freunde zu treffen und neue Leute kennenzulernen.

Ein interessanter Unterschied findet sich in den drei Ländern bei der Art der Informationsbeschaffung. In den USA und in Brasilien dominieren das Fernsehen und die neuen Medien. Auffallend: Bereits über die Hälfte der Amerikaner stützt sich auf News-Apps auf Smartphones. Die Schweizer Jugendlichen dagegen informieren sich zur Hauptsache aus Gratiszeitungen. Auch das Radio spielt in der Schweiz weiterhin eine wichtige Rolle in der Informationsvermittlung.

Abbildung 4.01

Freunde werden per SMS kontaktiert

«Welche Möglichkeiten nutzen Sie, um mit Ihren Freunden in Kontakt zu treten? Bitte tragen Sie die folgenden Medien nach ihrer Bedeutung ein, die sie für die Kontaktpflege haben.»

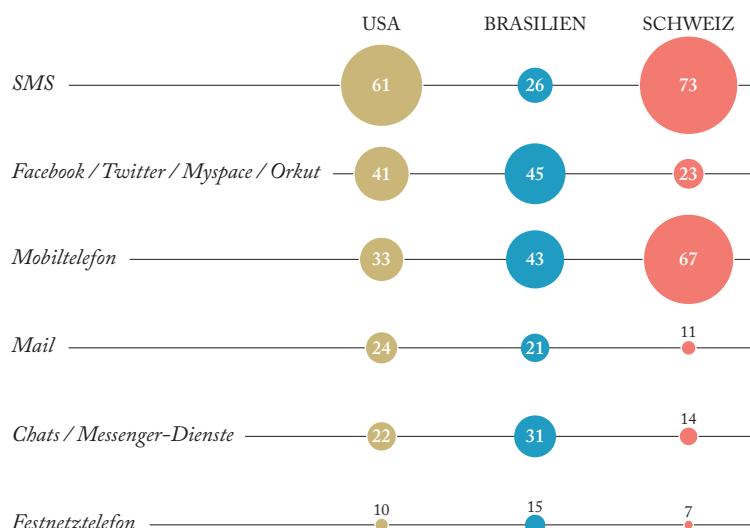


Abbildung 4.02

Smartphones sind in, Elektroautos sind out

«Wir haben hier eine Liste von ganz unterschiedlichen Dingen im Leben aufgelistet. Beurteilen Sie, ob diese in Ihrem privaten Umfeld in oder out sind, und gleichzeitig, wie Sie dazu stehen.» (Schweizer Antworten)

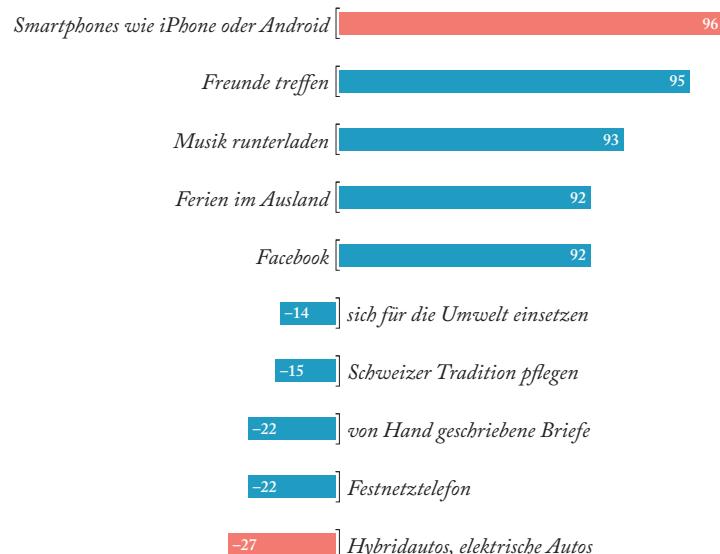
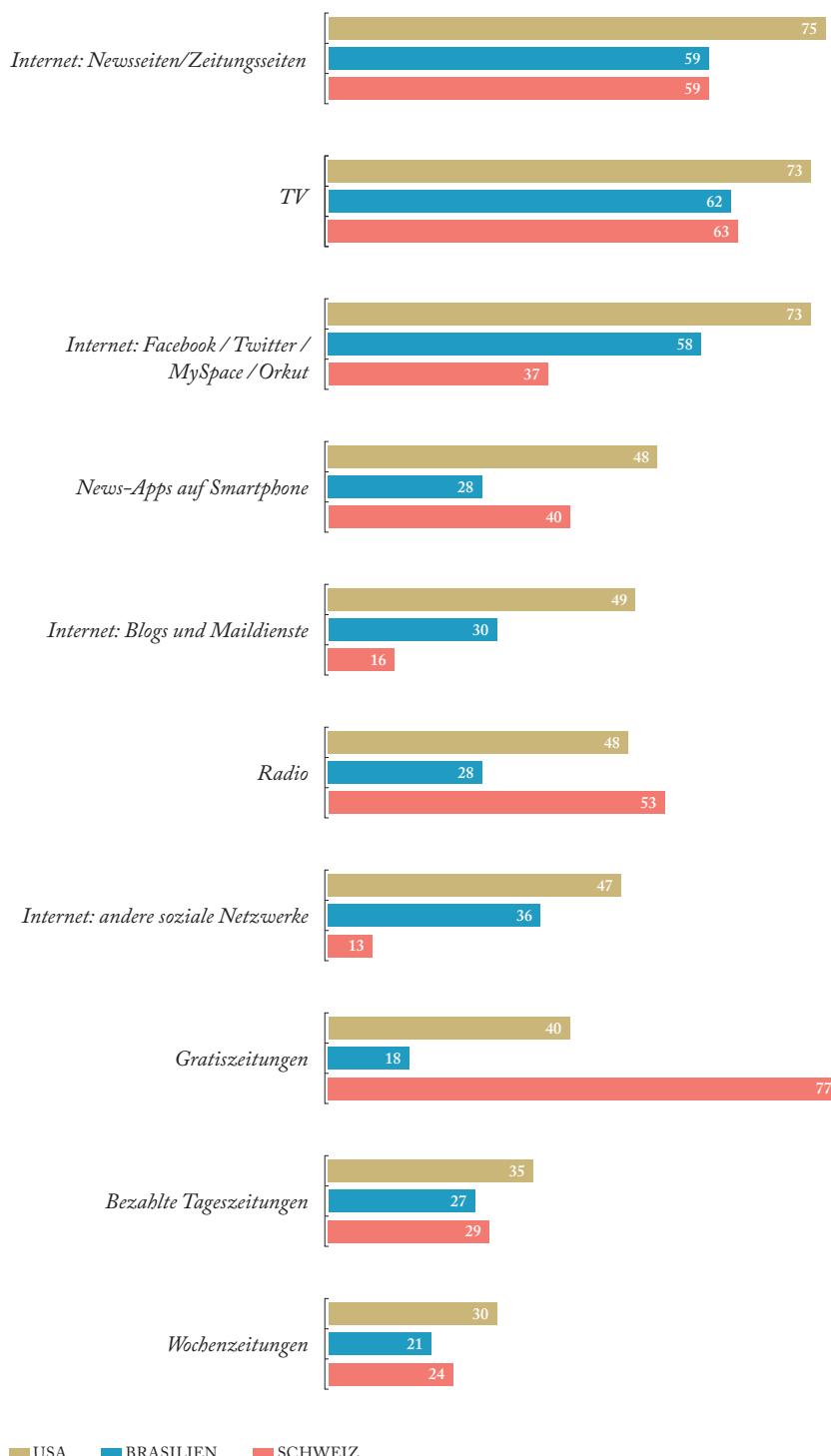


Abbildung 4.03

Gratiszeitungen sind wichtigste Infoquelle in der Schweiz

«Wie informieren Sie sich über das Tagesgeschehen?»



94 %

der Schweizer Jugendlichen sind sich bewusst, dass Facebook-Daten in falsche Hände gelangen können.

39 %

der amerikanischen Jugendlichen spielen über zwei Stunden pro Tag Computerspiele.

41 %

der brasilianischen Jugendlichen spenden einen Teil ihres Geldes für wohltätige Zwecke.

«Brasilien könnte ein Vorbildstaat werden»

Politikwissenschaftler Lukas Golder über die aufstrebende und solidarische Jugend in Brasilien, die zunehmende Bedeutung der Religion in den USA und den beruflichen Pragmatismus der Schweizerinnen und Schweizer.

Von Daniel Ammann

Herr Golder, Sie haben für das Jugendbarometer neben Schweizer Jugendlichen auch Jugendliche aus den USA und aus Brasilien befragt. Wie unterscheiden sich diese drei Länder wertemässig?

Brasilien, die Schweiz und die USA widerspiegeln drei grundsätzlich unterscheidbare Ländermuster: Im protestantischen Europa, zu dem wir die Schweiz zählen, stärkte die Modernisierung Werte der Rationalität und der Naturwissenschaften. Die Religion dagegen rückte in den Hintergrund. Der wirtschaftliche Aufstieg nach den 1950er Jahren führte zudem zu einem Wertewandel. Seither wird die Selbstverwirklichung stärker betont, während die Sicherheit im Sinne des puren Überlebens in den Hintergrund rückte. Auch in den angelsächsischen Ländern ist die Selbstverwirklichung im Stile des «American Dream» besonders stark verbreitet, aber die Religion spielt beispielsweise über Freikirchen eine grössere Rolle als im protestantischen Europa. In lateinamerikanischen Staaten wie Brasilien schliesslich herrscht eine besonders hohe Dynamik, was eher für sich wandelnde Wertemuster spricht. Traditionell spielen in diesen Staaten religiöse Werte eine grössere Rolle, und statt der Selbstverwirklichung steht eher das sichere Überleben im Vordergrund.

Hat die Umfrage diese unterschiedlichen Werte bestätigt?

Im grossen Ganzen schon. In Brasilien sind traditionelle Werte stark spürbar und Religion wird als wichtig



Lukas Golder ist Mitglied der Geschäftsleitung des Forschungsinstituts gfs.bern, das im Auftrag der Credit Suisse jeweils das Jugendbarometer erhebt. Die Schwerpunkte des Politik- und Medienwissenschaftlers sind Kommunikations- und Kampagnenanalysen sowie Medienwirkungsanalysen.

erachtet. Die Jugend ist allerdings geprägt von Aufstiegschancen, und die Selbstverwirklichung nimmt hier eine aussergewöhnlich wichtige Position ein. Lust und Körperkult spielen eine grosse Rolle. Die brasiliatische Jugend ist aber auch am ehesten bereit, Verantwortung im aufstrebenden Staat zu übernehmen. Da verändert sich viel. Der amerikanischen Jugend dagegen steckt der wirtschaftliche Abschwung viel stärker in den Knochen. Sie will das Eigentum und die nationale Unverschriftheit schützen und betont Sicherheit stärker. Die Religion spielt in den USA sogar eine zunehmend

wichtige Rolle. Das ist eine interessante Entwicklung: Brasilien und die USA tauschen wertemässig etwas die Plätze, wenn die Jugend ihre aktuellen Werte bewahrt.

Und in der Schweiz?

In der Schweiz haben traditionalistische Vorstellungen mehr Gewicht als auch schon. Die EU verliert etwas an Strahlkraft. Es paart sich eine gewisse Sorglosigkeit mit einer gefühlten Bedrohung aus dem Ausland. Nichtwirtschaftliche Ziele sind hier oft besonders wichtig und in Berufsfragen ist man pragmatisch. Es fehlt etwas der Willen, für die Gesellschaft verstärkt Verantwortung zu übernehmen.

Was hat Sie an den Resultaten am meisten überrascht?

Trotz Wunsch nach viel Selbstverwirklichung in Brasilien gibt sich die Jugend gegenüber Mitmenschen deutlich solidarischer als Jugendliche in den USA und der Schweiz. Eine aufstrebende Gesellschaft hätte ich mit ausgefahrenen Ellenbogen erwartet. Es dominiert aber der Willen zur Solidarität, während in der Schweiz und den USA neu das Verteidigen der eigenen Vorteile Priorität hat.

Wo sind die grössten Unterschiede zwischen den Ländern?

Die US-Jugend träumt weiterhin den amerikanischen Traum – vom Tellerwäscher zum Millionär –, ist aber wegen der Krise verunsichert. Das

blockiert teilweise. Fast das Gegenteil ist in Brasilien der Fall: Die brasilianische Jugend glaubt an die Chance des Aufstiegs zum Millionär, will aber den Traum mit anderen zusammen leben und dabei auch noch Spass am Leben haben. In der Schweiz ist alles viel konkreter. Statt zu träumen, verwirklicht die Jugend ihren Berufsaufstieg mit hochgekrempten Armen und sucht nebenbei Wege, um auch andere Ziele zu erreichen.

Bei allen Unterschieden: Lässt die Umfrage auf eine globalisierte Jugend schliessen?

Ja, in gewissen Vorstellungen gibt es Parallelen. Klassische Werte des Zusammenlebens sind länderübergreifend für die Jugendlichen zentral.

«Die US-Jugend ist wegen der Wirtschaftskrise verunsichert und blockiert.»

Kommunikationsformen und soziale Netzwerke prägen die aktuellen Trends. Soziale Netzwerke wie Facebook sind wahre Allesköninger: Man pflegt Kontakte, tauscht sich aus, findet Tipps für die Freizeitgestaltung und Informationen jeglicher Art.

Oft heisst es, die Jugendlichen würden durch soziale Netzwerke politisiert.

Wie sehen Sie das?

Zwischen spontanen politischen Aktionen, die sich über soziale Netzwerke organisieren, und einem echten politischen Engagement besteht, wenn überhaupt, nur ein schwacher Zusammenhang. Vor allem in der Schweiz ist die Bereitschaft, sich politisch oder sozial zu organisieren, gering. Der Jugend geht es hier

vergleichsweise gut und da besteht offenbar wenig Änderungsbedarf.

Das Jugendbarometer lässt vermuten, dass vor allem die Brasilianer, aber auch die Amerikaner wirtschaftlich «hungriger» sind als die Schweizer. Trifft das zu?

Die wirtschaftliche Orientierung als Index verschiedener Haltungen der Wirtschaft gegenüber ist in den USA und Brasilien in der Tat höher als in der Schweiz. Die Jugend in diesen beiden Ländern muss um ihre Position in der Wirtschaft kämpfen. In der Schweiz ist das einfacher. Die Wirtschaft ist schlicht normal und ein Teil des Alltags. Die Work-Life-Balance hat hohe Priorität. Der Schweizer Wirtschaft gelingt es außerdem zu wenig zu zeigen, dass sie auf die Jugend angewiesen ist. Das wirkt nicht gerade motivierend.

Welche Auswirkungen haben die Werte der Jugendlichen auf die wirtschaftliche und gesellschaftliche Zukunft ihrer Länder?

Geht der Aufstieg Brasiliens weiter und kann die Korruption wirksam abgegangen werden, so kann eine soziale Marktwirtschaft neuer Prägung entstehen und die Armut bekämpft werden. Nach der Fußball-WM und den Olympischen Spielen könnte ein neuer Vorbildstaat entstehen. In den USA hängt viel von der Wirtschaft ab. Verliert das Land im internationalen Vergleich an Boden, so fehlen der Jugend dauerhaft die Perspektiven. Das fördert die Gefahr sozialer Unruhen. Die Schweiz ist stark abhängig vom internationalen Geschehen, steht aber umgekehrt deutlich besser da als die Nachbarstaaten. Kommen neue Herausforderungen, dann bestehen Hürden, sich rasch anzupassen

und zu reformieren. Dann fehlen auch hier plötzlich die Perspektiven.

Was prägt die Werte der Jugendlichen am stärksten?

Die Forschung geht davon aus, dass vor allem der enge Freundeskreis – die sogenannte Peer Group – die Wertemuster der Jugend prägt. In der Tat sind Freunde in allen Ländern wichtig für die Jugend. Ich zähle aber die Wirtschaftsverhältnisse ebenso dazu.

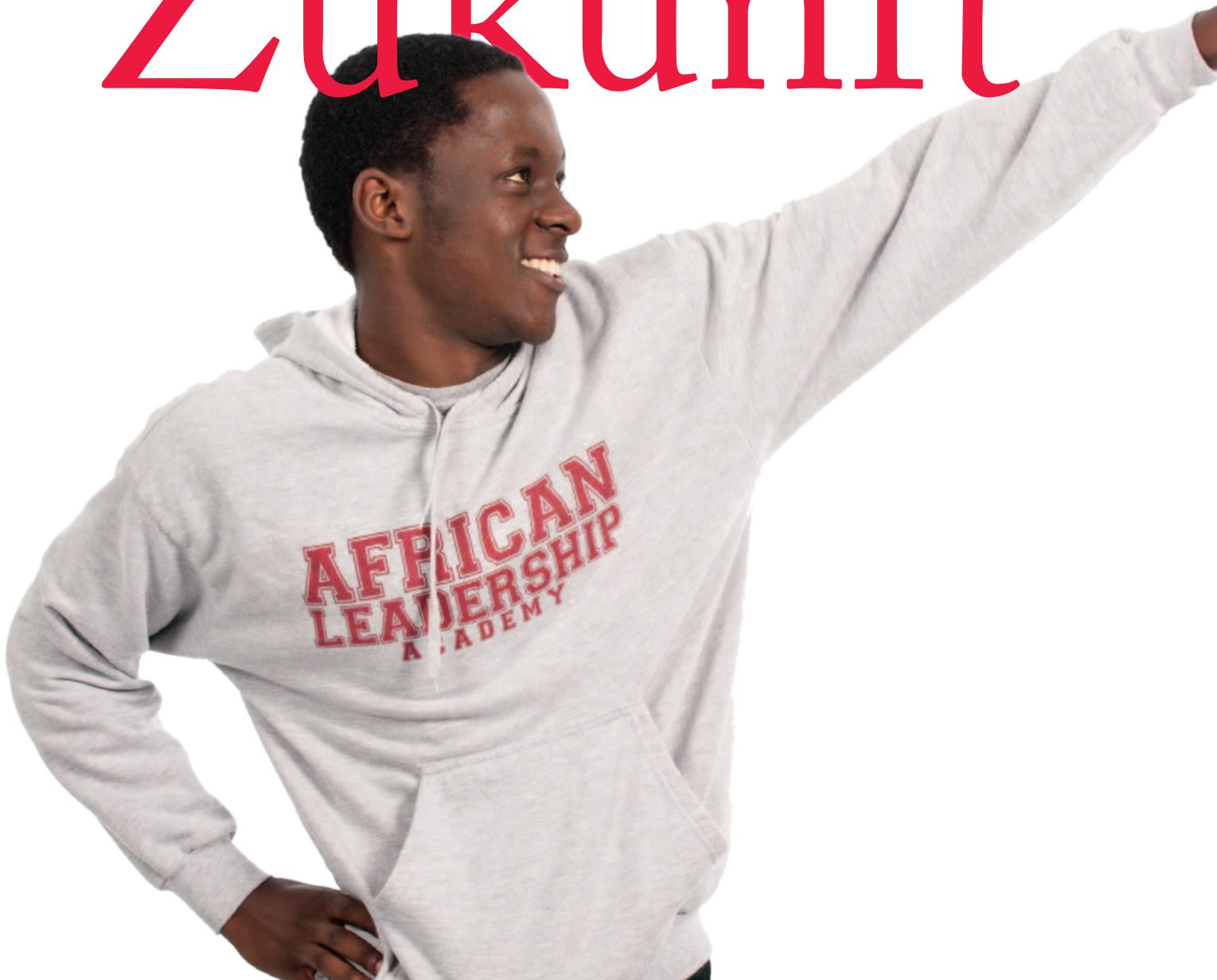
«Die Wertemuster werden vor allem durch den engen Freundeskreis geprägt.»

Perspektiven der Wirtschaft prägt den Wertewandel von Generation zu Generation entscheidend mit. Das spricht dafür, die Wirtschaft stärker in die Bildungs- und Berufsbildungsfragen einzubinden.

Sie haben das Jugendbarometer bereits zum dritten Mal erhoben. Kann man bereits Trends erkennen?

Bei den Werten und weiteren langfristigen Indikatoren lassen sich erst nach einigen Jahren allfällige Trends erkennen. Was wir sagen können: Am meisten Dynamik ist derzeit bei den Kommunikationsmitteln auszumachen. Smartphones sind momentan im totalen Aufstieg und soziale Netzwerke haben für die Jugendlichen eine sehr hohe Bedeutung. Interessant ist: Die Trends werden zurzeit weniger durch die Kommunikationsinhalte, sondern mehr durch die Kommunikationsmittel gesetzt. Zugespitzt könnte man formulieren: Ein neuer Release von Facebook setzt heutzutage eher Trends als politische Umbrüche. ■

Wir sind Afrikas Zukunft



Schlechte Regierungen sind in weiten Teilen Afrikas verantwortlich für Armut und schleppendes Wirtschaftswachstum. Das will die African Leadership Academy ändern.

ES SIND ÜBERRASCHENDE NACHRICHten, die aus Afrika kommen. Überraschend positive Nachrichten vom Schwarzen Kontinent. Sechs der zehn am schnellsten wachsenden Volkswirtschaften liegen dort. Das sind Lichtblicke.

Die eigentlichen Ursachen für die Unterentwicklung und das Elend aber bleiben weitgehend ungelöst. Der Anteil der Menschen in absoluter Armut, hält der Internationale Währungsfonds fest, ist südlich der Sahara nur leicht, auf 51 Prozent, zurückgegangen.

Eigentlich weiss man schon länger, wieso dem so ist: Die beiden Weltbank-Experten David Dollar und Lant Pritchett wiesen 1998 nach, dass in schlecht regierten Staaten Investitionen und Hilfsgelder oft wirkungslos verpuffen. In gut regierten Staaten dagegen kann die Bevölkerung vom Wirtschaftswachstum profitieren. Als «gut regiert» gelten nach Dollar und Pritchett Regierungen, die Rechtsstaatlichkeit und privates Eigentum garantieren, eine offene Marktwirtschaft pflegen, wenig Korruption aufweisen sowie über eine effiziente Verwaltung verfügen.

Genau daran aber fehlt es in weiten Teilen Afrikas noch immer. «Wo es keine stabilen Institutionen gibt, kann ein schlechter Führer die ganze Gesellschaft zerstören», sagt Fred Swaniker. «Ein guter Führer aber kann einen fantastischen Einfluss auf die Gesellschaft haben.»

Swaniker, 35, stammt aus Ghana, studierte in den Vereinigten Staaten Betriebswirtschaft und arbeitete dann als Unternehmensberater für McKinsey in Nigeria.

Den gut bezahlten Job schmiss er hin, um sich einem ehrgeizigen Ziel zu widmen: eine neue Generation von afrikanischen Staats- und Wirtschaftsführern auszubilden, die verantwortungsvoll handeln, den Kontinent von Armut und Korruption befreien und Arbeitsplätze schaffen sollen.

«Wir brauchen gute Führer für Afrika», sagt er. «Und die werden nicht geboren, sondern gemacht.» Seit 2008 leitet Swaniker – finanziell unterstützt von Konzernen wie Cisco Systems, Coca-Cola Africa, MasterCard oder der Credit Suisse – im südafrikanischen Johannesburg die African Leadership Academy: In diesem Internat können 200 Schülerinnen und Schüler einen international anerkannten Abschluss ähnlich der Matur in der Schweiz machen. Sie werden unter Tausenden von Bewerbungen aus den 54 Ländern Afrikas ausgewählt; hochbegabte Jugendliche im Alter von 15 bis 18 Jahren.

Neben Mathematik und Sprachen stehen Fächer wie Führungskompetenz und Management auf dem Lehrplan, außerdem ein spezieller Kurs in afrikanischen Studien. Fast 80 Prozent der Schülerinnen und Schüler an der African Leadership Academy erhalten ein Stipendium, für alle aber ist die Aufnahme an eine wichtige Bedingung geknüpft: Nach dem Hochschulstudium müssen sie mindestens zehn Jahre in Afrika arbeiten – oder das Schulgeld zurückzuzahlen. So will die Academy dem Problem des sogenannten Braindrains begegnen: Tausende gut ausgebildeter Afrikanerinnen und Afrikaner verlassen jedes Jahr den Kontinent auf der Suche nach einem besseren Leben und besser bezahlter Arbeit.

«Afrika wird sich nur selbst aus der Armut befreien können, wenn wir Unternehmer werden», sagt Swaniker: «Entwicklungs hilfe kann uns auf Dauer nicht helfen, das können wir nur selbst.» Die Schülerinnen und Schüler seines Internats gehören zu den Hoffnungsträgern des Kontinents. Wir haben acht von ihnen nach ihren Träumen und Vorstellungen befragt. Wer weiss, vielleicht ist eine künftige Präsidentin oder ein künftiger Präsident unter ihnen. ■ Daniel Ammann

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Soziales Engagement ist verbreitet

Die brasilianischen Jugendlichen sind am stärksten bereit, Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen.



«Ich will Verantwortung für die Gesellschaft und die Umwelt übernehmen.»



Warum hinken einige afrikanische Länder wirtschaftlich noch immer hinterher?

Die Hauptgründe sind ganz allgemein Korruption, Ineffizienz, unzureichende Führung, mangelhafte Bildungssysteme und leider auch die Abhängigkeit von ausländischen Institutionen, die in unseren Ländern Einfluss auf die Wirtschaft nehmen.

Wie kann man in Afrika mehr Arbeitsplätze schaffen?

Dafür braucht es gute Bildung, ethische Unternehmer und Chancengleichheit für alle. Gute Bildung befreit die Menschen aus Unwissenheit und zeigt ihnen, wie man selbstständig denkt und arbeitet. Daneben brauchen wir Unternehmer, die diesen gut ausgebildeten Menschen eine Chance bieten. Ethische Unternehmer werden die Arbeitsplätze schaffen, die Afrikas Abhängigkeit von ausländischen Unternehmen verringern. Chancengleichheit wird allen die gleichen Chancen bieten, sobald sie eine gute Ausbildung erlangt und unternehmerische Fähigkeiten erworben haben.

**«Ich träume von einem Afrika,
das nicht von den eigenen
Leuten ausgeraubt wird,
sondern seine Menschen
stark macht.»**

Biggie Tangane
Botswana

Takalani Malivha
Südafrika



Was ist das Wichtigste, das Sie an der African Leadership Academy gelernt haben?

Das Wichtigste ist, dass man seine Meinung frei äussern sollte; denn das öffnet Türen, selbst dort, wo man es am wenigsten erwartet, es eröffnen sich unzählige Gelegenheiten, und man gewinnt unglaubliche neue Perspektiven. Ich hatte nie Angst, meine Meinung zu sagen und anderen Personen oder Gruppen aufmerksam zuzuhören.

Drei wichtige Änderungen, die für Afrika nötig wären?

Ein Begriff von Freiheit. Mehr Wissen um die Bedeutung von Bildung. Vorbildliche, strategische und passionierte Führer.

Was braucht es, damit in Afrika neue Arbeitsplätze entstehen?

Mutige Einzelpersonen. Es gibt so viele Gelegenheiten, die nur darauf warten, genutzt zu werden. Nur wenige Leute ergreifen diese Chancen. Und dann verhindert Habgier, dass sie in ihrer Gesellschaft etwas erreichen. Es braucht eine neue Haltung. Wir müssen uns auf die eigenen Kräfte verlassen, kreativ sein, die vorhandenen Ressourcen nutzen und Dinge in Gang setzen, die in Afrika für unmöglich gehalten werden.

«Der Ursprung aller afrikanischen Probleme ist die schlechte Ausbildung der Menschen. Und die Unfähigkeit, die Bodenschätze in eigener Regie zu nutzen.»

Cornelius Muhamba
Simbabwe

Was macht einen guten Führer aus?

Er muss eine Vision haben und den Mut, dieses Ziel zu verfolgen. Man kann andere nur führen, wenn man eine Vorstellung von seinem eigenen Weg hat; wenn man weiß, wie man sein Ziel erreicht – und wenn man die richtigen Werte mitbringt. Das lässt sich in der folgenden Gleichung ausdrücken: Guter Führer = zielorientiert + ethisch + aufrichtig.

Warum hinkt Afrika wirtschaftlich hinterher?

Das ist ein Ergebnis der schlechten Führer, die an der Macht sind, und der schlechten Entscheidungen, die sie und ihre Vorgänger getroffen haben. Auch die Abhängigkeit vom Ausland spielt eine grosse Rolle.



Was braucht es, damit in Afrika mehr Arbeitsplätze geschaffen werden?

Wir müssen unser Bildungssystem neu ausrichten und uns stärker auf unternehmerisches Denken konzentrieren. Jede Abschlussklasse sollte ein Pool von unternehmerischen Talenten sein, die das Potenzial in ihrer Umgebung erkennen und die Gelegenheiten nutzen.

Tebello Qhotsokoane
Lesotho





«Wäre ich an der Macht, würde ich die Medien ermuntern, sich für die Kunst einzusetzen, sie zu fördern und anzuerkennen, dass man mit Kunst Geld verdienen kann.»

Alexia Paradzai
Simbabwe

Anna Hope Tshibwabwa
Demokratische Republik Kongo

Was ist das Wichtigste, das Sie an der African Leadership Academy gelernt haben?

Drei Dinge sind mir besonders wichtig: Mut, Eigeninitiative und Networking. Mut – weil wir die zukünftigen Führer Afrikas sind und Veränderungen von uns erwartet werden, die aber nicht von heute auf morgen zu erreichen sind. Es wird Schwierigkeiten geben, manche Leute werden gegen uns sein. Da braucht es Mut, um weiterzumachen, Fehler anzusprechen, wenn wir glauben, dass etwas nicht richtig gemacht wurde. Es braucht Mut, um für das einzustehen, was man für richtig hält.

Eigeninitiative ist ebenfalls wichtig. Die Dinge werden nicht immer so glatt laufen, wie man erwartet hat, gerade in Afrika, und dann müssen wir uns andere, innovative Lösungen für unsere Probleme einfallen lassen.



Networking ist wichtig, weil wir als künftige afrikanische Führerinnen Hand in Hand arbeiten und die Probleme Afrikas gemeinsam lösen sollten. Das geht nur, wenn wir einander kennen und Zugang zu den Erfahrungen anderer Afrikaner haben.

Tafadzwa Matika
Simbabwe

Warum hinkt der afrikanische Kontinent wirtschaftlich hinterher?

Hauptsächlich wegen seiner Verschuldung und weil der industrielle Sektor unterentwickelt ist. Die meisten afrikanischen Länder haben sich nach Erlangung der Unabhängigkeit massiv verschuldet, um wirtschaftliches Wachstum zu erzeugen. Diese Schulden hatten zwar unmittelbar positive



Ergebnisse, aber ihre Tilgung sollte sich bald als nachteilig für die jungen Volkswirtschaften erweisen.

Langfristig brachten die Kredite also mehr Nachteile als Vorteile. Und da unsere Industrie unterentwickelt ist, müssen wir Rohstoffe exportieren, die weniger wert sind als die Fertigprodukte, die wir importieren. Unsere Volkswirtschaften hinken also hinterher, weil sie in einem Armutskreislauf gefangen sind; wir müssen mehr ausgeben, als wir einnehmen.

Was ist Ihr Traum von Afrika?
Ich möchte einen gesunden Kontinent sehen, mit guter und bezahlbarer Gesundheitsversorgung für alle.

«Jede Afrikanerin sollte, wenn sie morgens aufwacht, ihre eigenen Entscheidungen treffen können.»



Warum hinkt der afrikanische Kontinent wirtschaftlich noch immer hinterher?

Afrika braucht dringend finanzielle Unabhängigkeit. Unser Kontinent gleicht einem Hund, der vom Westen an der Leine geführt wird. Wir suchen immer Schuldige, sehen uns gern als Opfer und trauern dem nach, was wir während der Sklaverei oder während des Kolonialismus verloren haben. Unsere Führer müssen endlich in unsere lokalen Fähigkeiten investieren. Die paternalistische Haltung des Westens gegenüber Afrika verweist auf eine gewisse Ignoranz, die wir dringend überwinden müssen.

Afrikaner müssen sich des Wertes der Ressourcen bewusst sein, über die wir verfügen. Es ist grotesk, diese ganzen Bodenschätze unter unseren Füßen zu haben, sie spottbillig zu exportieren und am Ende das fertige Produkt nicht kaufen zu können. Afrikaner müssen die Früchte ihrer Arbeit geniessen können. Mein grösster Wunsch ist, dass Afrika wirkliche Freiheit erlangt.

**Boikanyo
Gosiaame Tefu
Südafrika**



Leandra, Laura, Annina
und Samira (v.l.n.r.) im
Meer vor Málaga.

A photograph of two young women swimming in the ocean. One woman with dark hair is on the left, and another with red hair is on the right. They are partially submerged in the water, with splashes around them.

Das grosse Strandgespräch

Ferien im Ausland sind beliebt bei Schweizer Jugendlichen. Vier Freundinnen aus Winterthur erzählen von ihrer ersten Reise ohne Eltern, schwärmen von Spanien und verraten, wie man mit 10 Euro durch den Tag kommt.

Von Simon Brunner und Maurice Haas (Bilder)

Willkommen zurück. Ihr habt eben zehn Tage alleine in Málaga verbracht – wie war die erste gemeinsame Auslandsreise?

LEANDRA: Genial. Man darf am Strand liegen, ohne etwas zu müssen. Mami schwingt nicht immer die Peitsche und sagt: «Los, jetzt machen wir etwas Produktives.»

LAURA: Die Dinge sind nicht mehr einfach von selbst da, und plötzlich gilt es selber zu überlegen: Hat es noch Wasser? Wo kaufen wir ein? Und manchmal hatten wir Probleme mit der Orientierung, weil man nicht einfach dem Vater nachtrotten kann.

SAMIRA: Dafür kannst du selber entscheiden, wo gegessen wird und wann!

ANNINA: Und man muss sich nicht immer für alles rechtfertigen.

Habt ihr etwas vermisst von den Familienferien?

LEANDRA: Dass die Eltern bezahlen natürlich.

ANNINA: Vielleicht noch die geografischen Hintergrund-Infos, die man durch die Eltern jeweils automatisch mitbekommt.

Wie kamen eure Ferien zustande?

SAMIRA: Wir haben schon seit Jahren darüber geredet, mit 18 gemeinsam zu verreisen.

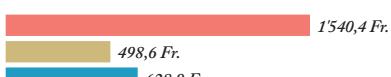
ANNINA: Letzten Sommer begann die Planung.

SAMIRA: Unsere Freundin Ale hätte eigentlich auch mitkommen sollen, doch ihre Eltern waren nicht so begeistert von der Idee.

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Ferien für Schweizer am wichtigsten

Ferien gniessen höhere Priorität bei Schweizer Jugendlichen als bei brasilianischen und amerikanischen.



«Wie würden Sie geschenkte 10'000 Fr. ausgeben?»

Und warum fiel die Wahl auf Málaga?

LAURA: Wir wollten Party, aber auch Kultur. Und Strand natürlich. Aber nicht Ballermann.

ANNINA: Und wenig Touristen.

LEANDRA: Ich googelte «Billiges Apartment Spanien Strand» – und entdeckte diese Wohnung in Málaga. Dann haben wir uns Bilder von der Stadt angeschaut und mochten sie gleich.

SAMIRA: Benidorm war auch in der Endausscheidung, fiel dann aber weg: zu viele junge Party-Engländer. Ebenso Teneriffa, aber die Flüge dorthin waren uns zu teuer.

Habt ihr euch in einem Reisebüro beraten lassen?

ANNINA: Wozu denn? Wir haben auch die Flüge direkt im Internet gesucht und gemerkt: Die werden mit jedem Tag teurer. Da haben wir sofort gebucht.

LEANDRA: Mehr organisierten wir nicht. Samira wäre eigentlich für den Reiseführer verantwortlich gewesen, aber hatte ihn vergessen. Schade, ich hätte gern darin gelesen. Über diese Festung in Málaga.

Wie habt ihr finanziell geplant?

ANNINA: Wir budgetierten 40 Euro pro Tag – zu viel! Wir gaben nicht mehr als zehn aus.

SAMIRA: Für Frühstück, Mittag- und Abendessen – sogar Shampoo und Sonnencreme haben wir damit gekauft.

ANNINA: Krass, oder? Mein Vater meinte: «Habt ihr nichts gegessen?» – Hallo, wir haben nur gegessen!

LEANDRA: Manchmal machten wir einen Grossenkauf, packten das Wägeli voll und dachten: Das wird teuer ...

ANNINA: 15 Euro! Das Allerhöchste waren 30. Wir waren einfach super mit dem Geld!

SAMIRA: Was wir einsparten, gaben wir beim Shopping aus.

Was gab es zu essen?

LAURA: Frühstück war im Apartment. Cornflakes, Milch ...

LEANDRA: Ich fand es ziemlich ausgewogen, es gab sogar Früchte.

ANNINA: Zumindest standen sie auf dem Tisch.

SAMIRA: Ich liebe Jamón. Am liebsten hätte ich eine ganze Keule mitgebracht.

Wie viel haben die Ferien schliesslich gekostet?

ANNINA: Knapp 1000 Franken pro Kopf – 320 für das Apartment, 120 fürs Essen, 300 für den Flug und 240 fürs Shoppen.

Und wer hat bezahlt?

LAURA: Ich muss jetzt arbeiten gehen, die Eltern haben mir das Geld vorgeschnitten. SAMIRA: Ich muss einen Teil davon zurückzahlen – wie viel haben wir noch nicht ausgemacht.

LEANDRA: Meine Eltern bezahlten alles ...

... weil sie so froh waren, endlich einmal wieder alleine in die Ferien zu fahren?

LEANDRA: Ein wenig vielleicht. Sie machten Veloferien an der Ostsee. Da hätte man mich nie hingekriegt.

Liessen euch eure Eltern problemlos ziehen?

ALLE: Ja, auf jeden Fall.

LAURA: Ich habe eine ältere Schwester, die hat vorgepafdet.

ANNINA: Wir sprachen extrem früh von diesem Trip. Es kam nicht unerwartet.

LEANDRA: Es war nie: «Mami, Papi, darf ich in die Ferien?» – sondern: «Hei Mami, Papi, wir gehen alleine weg!»

ANNINA: Hmm. Bei mir war es eher: «Ist es okay, wenn wir gehen?»

Gab es irgendwelche Auflagen? Verbote?

LEANDRA: «Kei Seich» – das sagen sie immer. Aber sonst nichts.

Eure Eltern gehören der 68er und 80er Generation an. Waren sie möglicherweise wilder als ihr?

LAURA: Mein Vater sicher, meine Mami nicht.

SAMIRA: Mein Vater hatte lange Haare und versuchte sie rauszuföhnen, dann sahen sie aus wie Dauerwellen. Und er hatte einen Schnauz!

LEANDRA: Vielleicht kifften meine Eltern. Schliesslich war es die Hippie-Zeit.

Marihuana ist out bei euch?

LEANDRA: Bei uns in der Klasse kifft gerade mal einer.

SAMIRA: Wir sind aus dem Alter raus, die 14- bis 15-Jährigen kiffen.



Die vier Freundinnen (v.l.n.r.)

SAMIRA, 17, plant einen längeren Sprachaufenthalt in den USA nach der Matura. Danach möchte sie nach Spanien, von wo ihre Familie stammt. ANNINA, 17, möchte nach dem Gymnasium direkt an die Uni. Während des Studiums will sie eventuell ein Austauschsemester einlegen. LAURA, 18, will gleich mit dem Medizinstudium beginnen und wegen der langen Studiendauer kein Zwischenjahr machen – das Reisen soll in einem Austauschsemester nachgeholt werden. LEANDRA, 18, will nach der Matura auf Reisen gehen.



«Ohne Eltern muss man sich nicht immer für alles rechtfertigen»: Annina.



«Heimweh? Gar nicht!»: Laura.



«Mein Vater war wilder als wir»: Laura (ganz rechts).



«Ich hatte neun Paar High Heels dabei und nochmals zwei gekauft»: Annina.

Andere Drogen?

LAURA: Ich habe nie gesehen, wie jemand etwas nimmt.

LEANDRA: Süsse alkoholische Getränke sind sehr beliebt.

Finden eure Eltern, ihr seid zu brav?

ANNINA: Brav vielleicht nicht, aber man kann uns vertrauen. Wir sind vernünftig.

LEANDRA: Sie wissen, dass wir in den Ausgang gehen. Wären wir um neun Uhr im Bett, wären sie enttäuscht.

Was sagten eure Freunde zum Málaga-Trip?

LEANDRA: Nur ich habe einen. Der sagte nichts.

Wollte er nicht mit?

LEANDRA: Das stand nie zur Diskussion. Es waren Frauenferien.

LAURA: Er fährt auch mit seinen Kollegen weg.

Hat er sich keine Sorgen gemacht?

LEANDRA: Ein bisschen schon. Mehr als meine Eltern.

Zurück nach Spanien – hielt das Apartment, was es im Internet versprach?

SAMIRA: Definitiv. Es bestand aus einem Zimmer, im elften Stock. Eine Seite war eine Fensterfront.

ANNINA: Man sah auf den Strand und das Schloss, das abends beleuchtet war. Es war wunderschön.

SAMIRA: Ich musste mit Annina das Bett teilen. In der Nacht dreht sie sich immer komisch auf die Seite und sieht dann aus wie ein Gipfeli.

LAURA: Und sehr wichtig: Es gab viele Spiegel in der Wohnung!

Habt ihr euch gestritten?

LEANDRA: Ja, wir sind ziemlich meinungsstarke Persönlichkeiten, keine unterwirft sich.

LAURA: Es ging um banale Sachen. Um den Ausgang, um die Waschmaschine.

ANNINA: Streit würde ich das nicht nennen, eher «anzicken».

Wie sah euer Tagesprogramm aus?

LAURA: Gegen halb elf standen wir auf.

Oft stellten wir den Wecker früher, aber schafften es nicht aus dem Bett.

ANNINA: Ich stehe eigentlich meistens früher auf als die anderen, aber wir waren voll ausgestresst von der Schule ...

LEANDRA: Vor den Ferien hatten wir die krasseste Zeit unseres Lebens – wir hatten unglaublich viele Prüfungen. Drei Wochen vor Abflug dachte ich, ich breche zusammen. Málaga war die einzige Motivation, mich durchzubeissen.

ANNINA: ... und nach dem Frühstück ab an den Strand. Den ganzen Tag.

Wie schafft man das?

SAMIRA: Mit Leutebeobachten.

ANNINA: People Watching ist ganz gross.

LEANDRA: Und mit Kartenspielen.

LAURA: Samira und Leandra können sich stundenlang von den Wellen umspülen lassen, wie zwei gestrandete Wale.

Lesen?

SAMIRA: Zwei-, dreimal habe ich in ein Buch geschaut – maximal 30 Minuten.

LAURA: Wir mussten so viel lesen fürs Gymi. Jetzt war Zeit zum Ausspannen.

Also nichts mit Nachtleben?

ANNINA: Klar doch. Wir waren ein paar Mal im Ausgang.

LEANDRA: Im Stadtzentrum standen Typen und verteilten Aktionsflyer. Damit kosteten ein Shot und ein Drink nur drei Euro!

LAURA: Wir mussten nie Eintritt bezahlen. Und es war kein Problem, dass zwei von uns erst 17 waren.

ANNINA: Aber in den Klubs war nichts mit Tanzen, die waren mehr Bar-mässig. Gegen drei waren wir bereits zu Hause.

Keine Männerbekanntschaften?

SAMIRA: Fehlanzeige.

LAURA: Sie waren entweder zu alt oder nicht brauchbar. Am Flughafen, als wir zurückflogen, hatte es mehr schöne Männer ...

ANNINA: ... als in ganz Málaga!

Enttäuscht?

ANNINA: Klar wär's lustig gewesen. Aber gross vermisst haben wir es nicht. Wir hatten ja uns.

LEANDRA: Ich fand es angenehm, dass man nicht die ganze Zeit angemacht wurde.

Hattet ihr manchmal Angst?

LAURA: Nein. Aber warum eigentlich nicht?

ANNINA: Wir fühlten uns mega sicher, auch im Apartment.

LAURA: Dunkle Gassen mieden wir.

LEANDRA: Ich habe das Gefühl, in Winterthur werde ich häufiger blöd angemacht.

Vor den Ferien war eine grosse Sorge, ob es Internet gibt in der Wohnung.

ANNINA: Das gab es zum Glück, zehn Euro für zehn Tage.

LEANDRA: Wir haben alle Smartphones, da konnte man immer etwas nachschauen ...

... und Bilder auf Facebook veröffentlichen.

ANNINA: Ich habe kein Facebook.

LEANDRA: Keine Ahnung, wann ich das letzte Mal etwas gepostet habe.

SAMIRA: Ich habe nicht einmal ein Profilbild.

LAURA: Aus den ganzen Ferien habe ich zwei Bilder hochgeladen.

SAMIRA: Als Facebook aufkam, nutzten wir es mehr. Mein Gott, war das peinlich, was wir da alles gepostet haben! Heute nervt es.

Ihr habt das Internet also nur gebraucht, um Reiseinfos abzufragen?

SAMIRA: Nein. Der Kurznachrichtendienst WhatsApp ist wichtig. Den haben alle.

ANNINA: Wir haben eine Gruppe mit zehn Teilnehmern. Zwei davon waren in Thailand. Alle senden Bilder und schreiben kreuz und quer.

LEANDRA: Schaust du fünf Minuten nicht aufs Handy hast du 50 neue Nachrichten.

Was ist besser daran als an Facebook?

ANNINA: Es ist privat, nicht jeder sieht, was du schreibst.

LAURA: Und es ist nicht dieser doofe Kampf um «Likes».

ANNINA: Es ist ein Chat, man ist immer erreichbar.

Musstet ihr oft nach Hause rapportieren?

ALLE: Nein.

LEANDRA: Meine Mutter rief an, als ich zwei Tage lang Fieber hatte. Sonst schrieb ich ab und zu.

ANNINA: Mein Vater schickte mir Bilder aus seinen Ferien und ich ihm welche von unserem Chaos.

Sendet ihr Postkarten?

ALLE: Vergessen! Wir wollten ein paar schreiben.

ANNINA: Ich hätte gerne meiner Grossmutter und meiner Schwester geschrieben.

Hattet ihr richtig gepackt?

ANNINA: Eventuell ein bisschen zu viel.

LAURA: Ich war froh, kam Annina mit – da kann man auch ohne Kleider in die Ferien. Sie hat die besten Teile und leiht diese gern aus.

LEANDRA: Leider hat sie zu kleine Füsse, ihre High Heels nützen uns nichts.

ANNINA: Ich hatte tatsächlich neun Paar dabei und nochmals zwei gekauft. Aber alles hatte in meinem kleinen Koffer Platz, ich bin einfach gut im Packen.

Thema Shopping – was habt ihr alles gekauft?

ANNINA: Schuhe, Kleider, Unterwäsche ...

LEANDRA: ... Taschen, Schmuck. Alles.

Wie geht ihr shoppen?

ANNINA: Zuerst aussuchen, dann nimmt sich jede eine Kabine, dann muss man sich präsentieren und wird bewertet.

LEANDRA: Leider darf man nicht mehr zweit in eine Kabine, selbst wenn sie riesig ist. Keine Ahnung, warum.

Wie lange braucht ihr am Abend, um euch zu stylen für den Ausgang?

ANNINA: Wenn wir zusammen sind, kann das schon drei Stunden gehen. Zuerst wird ausgiebig getauscht, bis jede etwas Passendes hat. Dann schminken. Dann nochmals umziehen.

LEANDRA: Dann Haare. Dann Schuhe.

ANNINA: Schuhe!

Keiner wird langweilig dabei? Ich müsste sterben.

ALLE: Nein!

SAMIRA: Es ist Stress, harte Arbeit!

LAURA: Nie geht es auf – einer fehlt immer etwas.

ANNINA: In Spanien hatten wir zum Glück alle Zeit der Welt.

Was sagen die Eltern, wenn ihr euch so aufdonnert?

LAURA: Mein Vater meint: «Der Rock ist zu kurz!»

LEANDRA: Meiner hat ein Problem mit der Farbe meiner Fingernägel.

LAURA: Meiner auch. Aber verbieten würde er es nicht.

ANNINA: So offenherzig gehen wir daheim aber auch nicht vor die Türe. Diese ganz kurzen Teile und die hohen Schuhe, das würde ich mich in Winterthur nie getrauen.

Weshalb?

ANNINA: Ich hätte Angst auf der Strasse. Und man macht es einfach nicht.

LAURA: Es wäre unangebracht.

ANNINA: In Spanien ist es normal. Alle sind so. Und es ist wärmer.

LEANDRA: Ich finde, es sieht einfach schön aus. Damit will ich aber nicht jemanden anlocken. In der Schweiz heisst es sofort: «Ah, die ist auf Männeraufriss, so nuttig wie die rumläuft.»

Hattet Ihr Heimweh?

LAURA: Gar nicht.

LEANDRA: Als ich kurz krank war vielleicht. Da wäre es schön gewesen, meine Mutter hätte sich um mich gekümmert.

Im Credit Suisse Jugendbarometer betonen Schweizer Jugendliche, wie gerne sie Ferien im Ausland machen. Verreist ihr lieber ins Ausland als in der Schweiz?

ALLE: Ja!

LEANDRA: Am liebsten in den Süden, da ist es warm, und ich liebe das Meer.

ANNINA: Wenn du in zwei Autostunden wieder zu Hause sein kannst, bist du nicht richtig weg.

LAURA: Es fühlt sich anders an, wenn eine andere Sprache gesprochen wird, und das Essen anders ist.

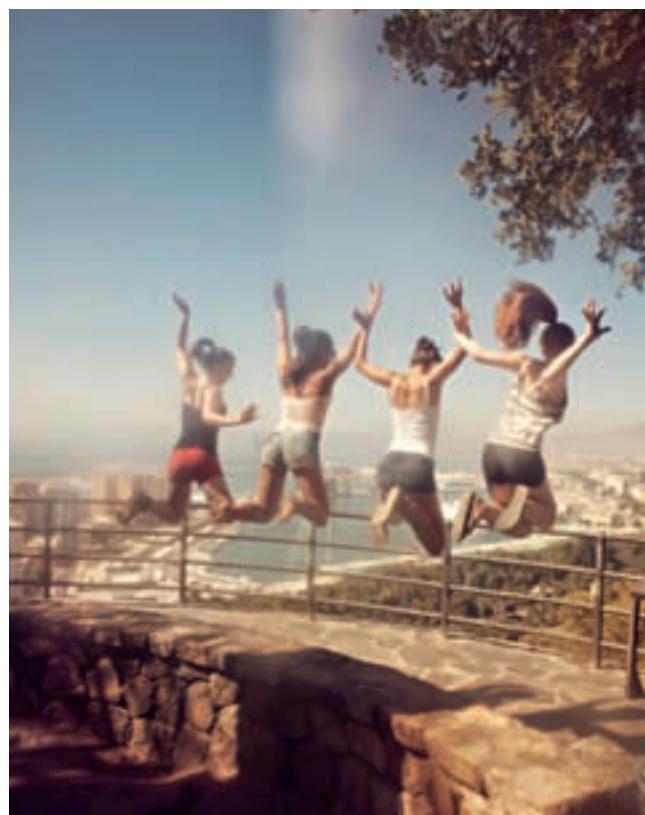
Und was ist eure Traumdestination?

LAURA: Thailand, Afrika.

SAMIRA: Die Seychellen.

LEANDRA: Südamerika, USA. Alles, ausser Australien. Dort treffen sich alle giftigen Tiere der Welt.

ANNINA: New York, Brasilien. Überall! ■





«Er reagiert nie beleidigt auf Kritik»: Xherdan Shaqiri.

Xherdan Shaqiri. Mit zwanzig ist er bereits die grösste Hoffnung des Schweizer Fussballs. Der Sportdirektor des FC Basel beschreibt Shaqiris Aufstieg.

Von Georg Heitz

EINEN PLATZVERWEIS HÄTTE SICH der junge Bursche für den Ellbogenstoss kaum eingehandelt, den er mir Ende August 2009 versetzte. Wir schlurften durch die Katakombe des St.-Jakob-Parks, auf dem Weg zu einem Fototermin. Auf einem Monitor wurde die Auslosung zur Gruppenphase der UEFA Champions League übertragen. Xherdan Shaqiri rempelte mich sanft an, als der FC Zürich gezogen wurde. «Hier», erklärte er, «hier müssten wir spielen.»

Zur Erinnerung: Shaqiri war damals noch keine 18 Jahre alt, er hatte ein paar Minuten in der Super League in seinem Palmarès auszuweisen, und der FC Basel 1893 war damals weit davon entfernt, sich für höhere Weihen zu empfehlen. Im Früh-

jahr hatte sich der Club von seinem langjährigen Trainer Christian Gross getrennt, der ebenso unbeschwerte wie forsch Thorsten Fink hatte übernommen, und der Saisonstart war keineswegs den Erwartungen entsprechend verlaufen.

Die Situation war also alles andere als einfach, als Xherdan Shaqiri den Aufstieg ins Profigeschäft gelang. Auf Empfehlung der Verantwortlichen der Nachwuchsabteilung hatte er am Trainingslager der ersten Mannschaft im Engadin teilnehmen dürfen; ich war zu Beginn des Camps in Basel geblieben, weil wir in diesem turbulenten Sommer noch einige Transfers tätigen mussten. Am zweiten Tag rief mich Fink an und erklärte mir, der beste Spieler in seinem Kader sei dieser Nachwuchsspieler, der «Furzknoten», wie er seinen Schützling liebvolll getauft hatte.

Der «Zirkus Shaqiri» beginnt

Es vergingen ein paar Wochen, bis Fink anlässlich einer Sitzung der sogenannten Technischen Kommission den Anwesenden eröffnete, er könne jetzt dann nicht mehr anders, als Shaqiri in die Startaufstellung zu berufen. Einige Partien später war ein neuer Publikumsliebling geboren, und der «Blick» machte sich daran, die imposanten Oberschenkel des Jungspundes zu vermessen. Der Hype um Xherdan nahm seinen Anfang.

Etwas argwöhnisch beobachteten die etablierten Spieler den «Zirkus Shaqiri», und auch Fink nahm eine eher kritische

Position gegenüber dem aufstrebenden Talent ein. Mal massregelte er ihn wegen takitischer Dinge, wöchentlich stellte er ihn auf die Waage, weil er glaubte, Shaqiri sei zu schwer. Instinktiv gab Fink Gegensteuer. Er tat dies nicht, um Xherdan zu provozieren, sondern vielmehr, um die aufkeimende Euphorie zu dämpfen.

Doch nebst seinen überragenden füssballerischen Qualitäten offenbarte der Spieler in jenen Momenten eine Eigenschaft, die ihn besonders auszeichnet: die Gelassenheit. Nie reagierte er beleidigt auf Kritik, nie wirkte sie sich negativ auf seine Leistungen aus – im Gegenteil, er nickte, wenn der Trainer sich ihn mal wieder zur Brust nahm, ging auf den Platz und machte es einfach noch besser als zuvor.

Die Strategie des damaligen FCB-Vizepräsidenten Bernhard Heusler war klar: Shaqiri sollte zum 18. Geburtstag einen neuen Vertrag erhalten; einen Kontrakt, der einerseits seine Leistungen spiegelte, der andererseits aber auch dem Verein eine hohe Ablöse garantieren würde, sollte der Spieler den FCB verlassen. Denn dass Shaqiri den Durchbruch schaffen würde, daran zweifelte bereits im Herbst 2009 innerhalb des FCB niemand mehr.

Gespräche im legendären Haus Shaqiri
Es gelang uns nicht ganz, den Kontrakt pünktlich zu unterzeichnen, denn die Familie Shaqiri wollte Bedenkzeit. Die Gespräche wurden sehr offen geführt, eines Tages lud mich Xherdan ein, zu ihnen ►

Xherdan Shaqiri (20) debütierte bereits mit 17 Jahren mit dem FC Basel in der Super League. Mit 18 bestritt er nicht nur das erste A-Länderspiel, sondern er kam auch an der Weltmeisterschaft in Südafrika zum Einsatz. Und mit 19 trug er wesentlich zum Vize-Europameistertitel der U21 bei. Für seine herausragenden Leistungen wurde der kleine und äusserst kräftige Aussenläufer (1,69 Meter, 72 Kilo) 2010 zum «Credit Suisse Youngster of the Year 2010» gewählt. 2011 und 2012 wurde er jeweils mit der Auszeichnung «Credit Suisse Player of the Year» als bester Schweizer Nationalspieler geehrt. 2012 wechselte er vom FC Basel zum FC Bayern München.

nach Hause zu kommen, um zu diskutieren. Ich fuhr im Oktober nach Augst in das – mittlerweile fast schon legendäre – Haus ohne Heizung (das im Übrigen durchaus seinen Charme hatte). Es war eine Grossversammlung, Xherdan selbst servierte den Kaffee, doch nach einigen Stunden verliess ich den Ort ergebnislos. Erst an einem Samstag im Dezember unterzeichnete Shaqiri dann seinen neuen Vertrag, wohlüberlegt und mit der ihm üblichen Unaufgeregtheit. An seinem neuen, deutlich höheren Lohn liess er als Erstes seine Familie partizipieren – die Shaqiris zogen bald darauf um.

Inzwischen wurden die Schlagzeilen grösser, die Übernamen kurioser. Vom «Zauber- oder Kraftwürfel», «Alpen-Messi», «Zauberzwerp», «Rittersport – quadratisch, praktisch, gut» war die Rede. Er wurde in die Schweizer Nationalmannschaft berufen, und auch die Agenten begannen sich vermehrt für den Wirbelwind zu interessieren. Es wurde die Geschichte von jenem deutschen Spielervermittler kolportiert, der vor der Haustür der Shaqiris genächtigt haben soll. Se non è vero ...

Crescendo der Anfragen

Bei FCB-Medienchef Josef Zindel stapelten sich unterdessen die Anfragen in einer Menge, wie sie noch nie da gewesen war. Ob Shaqiri zur Eröffnung einer Bibliothek in Bern aus seinem Lieblingsbuch vorlesen könne, ob er diesen oder jenen Sportplatz einweihen könne, für einen guten Zweck sein Shirt versteigern würde – es gab wenig, das er nicht hätte machen sollen.

Erstaunlicherweise zerbrach Xherdan nicht am Druck, der sich zunehmend aufbaute, im Gegenteil, er wurde immer stärker, je grösser die Bühne war. Ein beeindruckendes Beispiel war die «Finalissima» in Bern im Mai 2010. Shaqiri kam – nicht zum ersten Mal – als linker Aussenverteidiger zum

Einsatz, weil Behrang Safari ausfiel. Besonders schwierig an der Aufgabenstellung war, dass der FCB-Nachwuchsspieler auf Seydou Doumbia traf, den besten Spieler der Saison. Xherdan spielte abgezockt wie ein Routinier, der FCB gewann die Begegnung 2:0 und sicherte sich das Double. Wenige Monate später spielte Shaqiri dort, wo er und seine Teamkollegen seiner Meinung nach sowieso hingehörten: In der UEFA Champions League.

«Manchmal mussten ihn die ungeduldigen Teamkollegen in den Car zerrn.»

Mit dem kometenhaften Aufstieg des Spektakelspielers stiegen automatisch die Begehrlichkeiten anderer Vereine. Es kamen erste Anfragen auf den Spieler und den FCB zu, noch waren sie weder für den Umworbenen noch für den Club verführerisch, aber das Crescendo in dieser Beziehung war absehbar.

Mittlerweile war die Popularität Shaqiris weiter gewachsen, die Mischung aus seiner Herkunft – die kosovarischen Wurzeln machten ihn zur Identifikationsfigur bei anderen Secondos – seiner Physiognomie und seiner allzu offensichtlichen Freude an seinem Beruf liess ihn auch ausserhalb Basels zum Idol werden. So warteten zig Fans auf ihn, wenn der Teambus des FCB vor der Lausanner Pontaise stand, vor dem Comunale in Bellinzona oder vor dem Sittener Tourbillon. Shaqiri erfüllte jeden möglichen Wunsch, er nahm sich bisweilen so viel Zeit für die Anhänger, dass ihn ein Teamkollege etwas ungeduldig in den Car zerrte. Zu keinem Zeitpunkt wirkte er dabei abgehoben, gewiss auch ein Ergebnis der Beratung durch seine Familie mit Vater Isen an der Spitze.

Der Transfersommer 2011 wurde für uns schon heikler. Nun interessierte sich (neben einem portugiesischen Club) mit Atlético Madrid erstmals ein wirklich renommierter Club für das Juwel Shaqiri, und die Verlockungen der Primera División liessen Xherdan doch etwas nachdenklich werden. Unser Interesse war es natürlich,

den Spieler zu halten, zumal das Angebot der Spanier bei Weitem nicht unserer Einschätzung des Transferwertes entsprach. Wiederum reagierte Xherdan in souveräner Manier, nachdem wir die Sachlage besprochen hatten: Er war nicht verärgert oder beleidigt, sondern motiviert, so zu spielen, dass eine noch bessere Offerte den Weg nach Basel finden würde.

Das Warten lohnte sich: Anruf Hoeness

Diese kam Ende Januar 2012 mit einem Anruf von Uli Hoeness bei Bernhard Heusler. Während der Vertreter eines russischen Clubs vergeblich einige Tage am Rheinknie verbracht hatte, stiessen die Bayern mit ihrem Anliegen auf offene Ohren. Zumal der deutsche Rekordmeister damit einverstanden war, den Spieler erst per Ende Saison zu übernehmen, womit gewährleistet war, dass Xherdan eine der erfolgreichsten Spielzeiten in der Geschichte des FC Basel in Rotblau zu Ende spielen könnte. Die Verhandlungen gingen schnell und professionell über die Bühne, das Warten des Schweizer Nationalspielers auf den richtigen Moment für einen Wechsel hatte sich gelohnt.

Die letzten Monate Xherdans in der Schweiz offenbarten noch einmal, worum es dem Spieler in allerster Linie geht: um den Spass am Fussball. Obschon er längst bei den Bayern unterschrieben hatte und seine Zukunft gesichert war, war Shaqiri einer der entscheidenden Faktoren auf dem Weg zum Gewinn des Meistertitels 2012. Bis zur letzten verzückenden Aktion im «Joggeli» gab er alles für seine Farben, bis zur letzten Standing Ovation faszinierte er die Zuschauer mit seinen Finten und seiner Intuition.

Nun ist er dort, wo er vermutlich immer spielen wird, nämlich in der Königsklasse des europäischen Fussballs. Er wird bei den grossen Bayern Rückschläge erleben, der Druck auf ihn wird nochmals grösser sein. Aber er wird ihm mit jener Gelassenheit begegnen, die ihn zu dem machte, was er heute ist: der Hoffnungsträger des Schweizer Fussballs schlechthin. ■

Georg Heitz, (43), ist seit 2009 beim FC Basel tätig. Zuerst als Sportkoordinator, seit 2012 als Sportdirektor und Mitglied des Verwaltungsrates. Der frühere Sportjournalist schrieb früher für die «Basler Zeitung» und den «Blick». 2004 veröffentlichte er die Biografie «Die Yakins» (Friedrich Reinhardt Verlag).

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Ziele im Leben

Träume verfolgen gehört zu den wichtigsten Zielen der Jugend – speziell in der Schweiz.



«Was streben Sie unbedingt an im Leben?»

Credit Suisse Initiative zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit



25'401 Jugendliche im Alter zwischen 15 und 24 Jahren suchten im Jahresschnitt 2009 eine Arbeitsstelle. Diese für Schweizer Verhältnisse ausgesprochen hohe Zahl widerspiegelt sich auch im Sorgenbarometer, wo die Arbeitslosigkeit und insbesondere die Jugendarbeitslosigkeit mit grossem Abstand als Hauptproblem bezeichnet wurde. Viele Privatpersonen und Unternehmen nahmen in der Folge ihre gesellschaftliche Verantwortung wahr und versuchten, die Arbeitslosenquote auf ein möglichst tiefes Niveau zu drücken. Die Credit Suisse verpflichtete sich im Dezember 2009, die Zahl der Ausbildungsplätze in der Schweiz schrittweise um einen Viertel zu erhöhen und den Lehrabgängern im Normalfall eine Weiterbeschäftigung zu bieten. Darüber hinaus wurde die mit 30 Millionen Franken dotierte Initiative «Gemeinsam gegen die Jugendarbeitslosigkeit» gegründet. Zusammen mit kompetenten Partnerorganisationen will die Credit Suisse den Jugendlichen den Einstieg ins Berufsleben erleichtern, sei es auf der Suche nach einer geeigneten Lehrstelle, sei es auf der Suche nach einer festen Anstellung nach Abschluss der Lehre oder des Studiums. Die gemeinsamen Anstrengungen von Wirtschaft und Politik zeitigen erfreulicherweise erste Früchte. Nach zwei Jahren ist die durchschnittliche Anzahl arbeitsloser Jugendlicher um fast 30 Prozent auf 17'860 gesunken. Im Januar 2012 verzeichnete man jahreszeitbedingt einen etwas höheren Wert (19'417 oder 3,5 Prozent). Das Problem ist mittlerweile entschärft, aber längst nicht dauerhaft gelöst. Behält man die Jugendarbeitslosigkeit nicht weiterhin im Auge, kann sie leicht wieder in die Höhe schnellen.

Mehr Informationen über das Engagement der Credit Suisse unter
www.credit-suisse.com/verantwortung



So müde

Mehr als die Hälfte der Schweizer
Jugendlichen sind ständig müde.
Sie können nichts dafür.

Von Mathias Plüss

So sieht eine typische Woche einer 18-jährigen Schülerin aus: Sie geht etwa um Mitternacht ins Bett und schlafst bis ungefähr halb sieben – kommt also auf sechs bis sieben Stunden Schlaf (nötig wären eher neun). Bis am Freitag hat sich ein gewaltiges Defizit angehäuft. Trotzdem geht sie am Wochenende bis spät in der Nacht in den Ausgang. Indem sie ausgedehnt ausschlafst, schafft sie es dennoch, das Schlafdefizit abzubauen. «An schulfreien Tagen liegt mehr als die Hälfte der Jugendlichen um 13 Uhr noch im Bett», sagt der Biologe Christian Cajochen von der Universität Basel, dessen Forschungsteam letztes Jahr eine repräsentative Umfrage zum Thema Schlaf in der Schweiz gemacht hat. «Der Schlaf ist am Samstag und Sonntag nicht nur länger, sondern auch um mehrere Stunden nach hinten verschoben.» Im Schlafwach-Muster sieht man einen deutlichen Bruch, ähnlich wie nach einem Langstreckenflug – entsprechend spricht man auch von einem «sozialen Jetlag».

Jugendliche erholen sich schnell: Zweimal Ausschlafen genügt, und sie sind wieder fit. Jedenfalls bis am Montagmorgen, wenn die Schule oder Arbeit wieder losgeht. Wahrscheinlich ist der Sonntagnachmittag bei vielen der einzige Zeitpunkt, an dem sie wirklich ausgeruht sind. Darum ist die Zahl glaubhaft, die das Credit Suisse Jugendbarometer 2012 angibt: Volle 56 Prozent der Jugendlichen fühlen sich die meiste Zeit müde. Andere Untersuchungen kommen auf ähnliche Zahlen, und die Lehrer von Gymnasien und Berufsschulen können ein Lied singen von der chronischen Müdigkeit und Antriebslosigkeit der Schüler.

«Geht früher ins Bett!» reicht nicht
Der permanente Kampf gegen die Müdigkeit ist natürlich nicht sinnvoll und wirkt sich auch negativ auf die Noten aus. Mit einem simplen «Geht doch früher ins Bett!» ist es aber nicht getan, denn die Jugendlichen handeln gewissermassen aus Notwendigkeit: Sie folgen ihrer inneren Uhr, die sich willentlich nicht verstellen lässt. Gehen sie früher ins Bett, können sie schlicht nicht einschlafen: Mit Eintritt der Pubertät verschiebt sich der natürliche Schlafwach-Rhythmus rapide nach hinten, im Schnitt um zwanzig Minuten jährlich. Nach etwa fünf Jahren ist der Höhepunkt erreicht, die Einschlafzeiten rücken wieder nach vorne, aber nur fünf Minuten pro Jahr.

Etwa mit sechzig Jahren haben wir schlaftechnisch dann wieder den Stand eines Zehnjährigen erreicht.

Den Grund für diese Veränderungen kennt man nicht. Sich dagegen zu wehren ist aber wenig sinnvoll, denn sie sind im Wesentlichen biologisch vorgegeben: Man findet den verschobenen Biorhythmus nämlich auch in weniger freiheitlichen Kulturen, etwa im Islam. Die Bettgehzeiten der Jugendlichen sind also durchaus natürlich, die Aufstehzeiten hingegen sind es nicht. «Abends wird der Schlaf durch die innere Uhr begrenzt, morgens durch den Wecker», sagt der Münchener Biologe Till Roenneberg. Im Unterricht um acht Uhr früh befanden sich die Schüler «mitten in ihrer subjektiven Nacht».

**Die optimale
Schlafdauer für
Erwachsene liegt
bei 8½ Stunden,
sagt die
Wissenschaft.**

Bessere Noten am Nachmittag

Das einfachste Gegenmittel wäre ein späterer Schulbeginn. Fachleute wie Christian Cajochen fordern dies schon lange, beissen aber auf Granit. «In der Schweiz fängt der Unterricht oft schon um halb acht Uhr an», sagt er. «Das ist einfach zu früh. Ein guter Kompromiss wäre halb neun Uhr, auf jeden Fall nicht vor acht Uhr.» Doch einzig am Gymnasium Liestal habe man erreicht, dass der Unterrichtsstart von halb acht auf acht Uhr verschoben wurde – allerdings nur montags.

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Zunehmende Müdigkeit

56 Prozent der Schweizer Jugendlichen geben an, müde zu sein. Das sind 10 Prozent mehr als 2011.



«Ist folgende Aussage zutreffend? Ich bin immer müde.»

Dabei hat Cajochen viele gute Argumente: «Als es in Ex-Jugoslawien zu wenig Schulhäuser gab, hat man mancherorts eine Vormittags- und Nachmittagsschule eingerichtet», sagt er. «Die Nachmittagsschüler hatten durchwegs bessere Noten, weil sie ausgeschlafen waren.» Aber auch kleine Veränderungen können viel bringen: An einer US-Schule verschob man den Schulbeginn von acht auf halb neun Uhr – was sofort bessere Noten zur Folge hatte. Vielleicht noch wichtiger: Der Anteil unglücklicher und depressiver Schüler sank von 65 auf 45 Prozent.

In etlichen europäischen Ländern beginnen die Schulen erst um neun Uhr, doch im deutschsprachigen Raum ist der Widerstand gegen einen späteren Unterrichtsstart gross. Es heisst dann oft, man könne die Kinder doch nicht erst um neun zur Schule schicken, wenn doch die Eltern um halb acht oder acht Uhr zu arbeiten begännen. Die einfachste Lösung wäre, auch mit dem Arbeiten ein bisschen später anzufangen. Doch hier beginnt man an einem Pfeiler unserer Gesellschaft zu rütteln, der wohl auf absehbare Zeit nicht umzustossen ist: Die Frühaufsteh-Moral, die aus der Agrargesellschaft stammt, ist bei uns immer noch tief verwurzelt. Tatsächlich ist Frühaufstehen sinnvoll, wenn es darum geht, das Heu vor dem Regen einzubringen. Bei Französisch oder Mathematik hingegen wäre ein wacher Kopf hilfreicher. Und auch in der heutigen Arbeitswelt täte etwas mehr Ausgeschlafeneit gut.

Christian Cajochen fasst den Stand der Wissenschaft zusammen: «Meiner Meinung nach gibt es für Erwachsene eine optimale durchschnittliche Schlafdauer, und diese liegt bei etwa achtseinviertel Stunden.» Jede Minute weniger bedeutet langfristig eine Leistungsreduktion. Experimente mit Reaktionstests haben gezeigt, dass wir schon mit sieben Stunden Schlaf nach ein paar Tagen auf ein deutlich tieferes Niveau fallen. Bei nur sechs Stunden kumuliert sich das Defizit – nach zwei Wochen hat man die gleichen Reaktionszeiten wie mit einem Promille Alkohol im Blut. Das Bedenkliche ist, dass die Versuchsteilnehmer zwar die Müdigkeit spürten, aber irrtümlicherweise davon überzeugt waren, sie beeinträchtige ihre Leistung nicht.

In der Schweiz ist die Schlafhygiene noch «vergleichsweise gut», sagt Cajochen: Laut seiner Umfrage geht der Durchschnittsschweizer um 23.15 Uhr ins Bett und schläft siebeneinhalb Stunden. Andernorts hingegen nähert man sich gefähr-

lichen Werten. In den USA sank die mittlere Schlafdauer von Erwachsenen von 1960 bis 1990 um eine Stunde (von achtseinhalb auf siebeneinhalb Stunden) und ist inzwischen auf deutlich unter sieben Stunden gefallen.

Die volkswirtschaftlichen Schäden des Schlafmangels sind beträchtlich. So machen etwa übermüdete Ärzte und Krankenschwestern doppelt so viele Fehler wie ausgeschlafene. Rund 20 Prozent aller schweren Verkehrsunfälle und die Hälfte aller Betriebsunfälle gehen auf Schlafmangel zurück. In den USA summierten sich im Jahr 2001 die Folgen der Übermüdung (Absenzen, Unfälle, Produktivitätsverlust) auf schätzungsweise 150 Milliarden Dollar. Kommt hinzu, dass sich die Anzeichen mehren, dass Schlafmangel teilweise für die zunehmende Fettleibigkeit verantwortlich ist: Müde haben einen gestörten Hormonhaushalt – ihre Insulinwerte gleichen jenen von Diabetikern, ihr Hungergefühl nimmt zu. Es ist wohl kein Zufall, dass bei den US-Bundesstaaten die durchschnittliche Schlafdauer mit der Zahl der Fettleibigen korreliert.

Plädoyer für Schlafkultur

«Wie es eine Esskultur gibt, sollten wir auch eine Schlafkultur entwickeln», meint Christian Cajochen. «Je näher man an seinem eigenen biologischen Rhythmus leben kann, desto besser geht's einem und desto effizienter arbeitet man. Wer im sozialen Jetlag feststeckt, der hat einfach Mühe, auch wenn er's ungern zugibt.»

Doch was tun, wenn man den Arbeits- oder Schulbeginn auf absehbare Zeit nicht verschieben kann? Vielleicht wäre es einfacher, eine Kultur des Mittagsschlafes zu entwickeln. Mit zwanzigminütigen Powernaps kann man erstaunlich viel von seinem Schlafmanko wettmachen und hat erst noch ein geringeres Herzinfarktrisiko. Allerdings hat der Mittagsschlaf bei uns immer noch ein schlechtes Image. In Japan hingegen ist er sogar sozial erwünscht, und es gibt ein eigenes Wort für ein öffentliches Nickerchen: *inemuri* – «schlafend anwesend sein». Im Westen müssen wir erst noch lernen, dass der Büroschlaf kein Ausdruck der Schwäche, sondern im Gegenteil ein Zeichen für Leistungsbereitschaft ist. ■

Mathias Plüss ist Physiker und freischaffender Wissenschaftsjournalist. Er wurde für seine Arbeiten mehrfach ausgezeichnet. Unter anderem gewann er den Axel-Springer-Preis, den Alstom-Journalistenpreis sowie den Prix Media der Akademie der Naturwissenschaften.

Fetisch



Smartphone

Was ist am beliebtesten bei den Jugendlichen? 140 Gramm Technik hinter einer Glasscheibe. Wie uns das Smartphone grundsätzlich verändert hat – in gerade mal fünf Jahren.

Von Steffan Heuer

DAS MOBILETELEFON AUSZUSCHALTEN fällt so schwer wie bei der Beatmungsmaschine den Stecker zu ziehen. Das mag übertrieben klingen, aber wer sein Mobiltelefon verlegt, in den See plumpsen lässt oder durch eines der letzten Funklöcher der Welt fährt, kennt das Gefühl der zivilisatorischen Ohnmacht. Der Chef fordert Änderungen an der Präsentation per E-Mail, «asap!!!» – nicht gesehen! Wie heisst das Buch von diesem Ex-Weltbank-Ökonomen? – nicht googlebar! Termine? Adressen? Telefonnummern? – kennt man nicht auswendig. Sozialleben – weg! Pause überbrücken – wie? Orientierung? – keine!

Die Menschheit hat bis vor fünf Jahren auch ohne unsichtbare Nabelschnur zum Internet gut und intelligent gelebt und gearbeitet. Aber das iPhone, das der verstorbene Apple-Gründer Steve Jobs im Juni 2007 enthüllte, hat unbestritten die Welt verändert, indem es das Smartphone populärisierte und damit eine ganze Reihe von Industrien und Geschäftsmodellen radikal umkrempelte: das Internet, Unterhaltungselektronik und Telekombetreiber, Software-Entwicklung und Industriedesign, Computerspiele und das Verlagswesen, selbst den Wissenschaftsbetrieb. Mindestens ebenso nachhaltig sind die Veränderungen, die der kleine Taschen-computer in Geist und Psyche der Menschen herbeigeführt hat – von der Anspruchshaltung, alles immer wissen und abrufen zu können, bis zur krankhaften Sucht, eine Beziehung zu einem Gerät zu pflegen, während man seine Mitmenschen vernachlässigt.

Apple hat das Smartphone nicht selber erfunden. Man erinnere sich beispielsweise an die aufklappbaren, etwas klobigen Geräte der Communicator-Reihe von Nokia, die Ende 90er Jahre aufkamen. Aber

wer, außer der Terminator in der letzten Folge der gleichnamigen Hollywood-Trilogie, besaß schon einen Communicator? Apple hingegen hat bis Mitte 2012 rund 250 Millionen Geräte verkauft und damit einen ganz neuen Markt geschaffen.

Seit 2007 lanciert Apple zirka alle 300 Tage ein neues iPhone, die fünfte Generation erreichte eben die Verkaufsstellen unter gewohnt intensivem Getöse. «Wir müssen einfach die Besten sein», sagte Apple CEO Timothy D. Cook nach der Präsentation des neuen Gerätes. Experten haben nachgerechnet, dass allen preiswerten Nachahmern zum Trotz von jeder neuen Generation mehr Exemplare verkauft werden als von allen früheren Versionen zusammen. Nach diesem Kalkül wird Apple von der aktuellen Version rund eine weitere Viertelmilliard absetzen.

Die Definition des Smartphones

Google, Vater des meistverkauften mobilen Betriebssystems Android, ist nicht das einzige Unternehmen, das Apples Ideen schnellstens kopiert hat: eine simple Nutzeroberfläche auf berührungssempfindlichem Bildschirm und darunter ein Gerät, das als unbeschriebenes Blatt daherkommt, auf dass sich jeder Nutzer sein ganz persönliches drahtloses Erlebnis schaffen möge – die Grunddefinition des Smartphones.

Seit Samsung Ende August eine «krachende Niederlage» («Spiegel») im Patentstreit gegen Apple erlitt, ist jedoch klar, dass das einfache Nachbasteln des iPhones für die Konkurrenz keine Option mehr ist. Die gute Nachricht für die Konsumenten: Die Smartphones werden in Zukunft wohl wieder abwechslungsreicher, wenn auch tendenziell teurer.

Natürlich profitiert auch Apple selbst vom Patent-Urteil, welches seine Marktposition zementiert. Rund um das iPhone hat das Unternehmen bereits ein komplettes, sorgfältig kontrolliertes Ökosystem namens iOS geschaffen, zu dem iPods, iPad-Tablets und neuerdings auch Tisch- und Laptop-Computer sowie möglicherweise bald Fernseher gehören. Es hält die Konkurrenz von Asus über HTC bis Samsung zusätzlich auf Trab und hat traditionelle Mobilhersteller wie Nokia ins Abseits gedrängt.

Dem Ökosystem iOS haucht der App Store Leben ein, in dem es inzwischen mehr als 650'000 Programme gibt. Die Apps verwandeln das Gerät zu allem, was Programmierer und Ingenieure erträumen können: von der hochauflösenden Game-Konsole, zur Spesenbuchhaltung, zum Produktions-Dashboard, Blutdruckmessgerät oder zur Fernsteuerung für die Heizung oder Alarmanlage zu Hause.

Das Smartphone ist längst keine Spielerei für Teenager und Twens mehr, die im Credit Suisse Jugendbarometer bekunden, nichts sei beliebter bei ihnen als das Smartphone – noch vor «Freunde treffen», «Facebook» oder «Ferien im Ausland». Und selbst Ärzte, Piloten und Soldaten benutzen solche Geräte, um mit speziellen Apps ihrem Beruf nachzugehen.

Anzahl Downloads im App Store:
über 30 Milliarden.

«Appifizierung» der Welt

Mehr als 30 Milliarden solcher Software-päckchen haben alleine Apples Kunden bislang heruntergeladen, und die Firma sorgt für beständigen Nachschub, indem es Entwicklern 70 Prozent der Einnahmen überweist. Das sind bislang über fünf Milliarden Dollar. Diesem Modell der Innovation per Outsourcing oder Crowdsourcing folgen inzwischen alle Anbieter intelligenter Mobilgeräte, von Amazon bis Microsoft, was Experten dazu verleitet, von der «Appifizierung» der Welt zu sprechen.

Bei dieser App-Bilanz sind noch nicht einmal die Milliarden an «Content», also Lieder, Fernsehshows, Filme und Bücher, mit eingerechnet, die heruntergeladen oder gestreamt werden. Das Smartpho- ▶

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Smartphones sind in

Bei Schweizer Jugendlichen sind Smartphones beliebter als «Freunde treffen» und «Musik runterladen»



«Sind diese Dinge in Ihrem privaten Umfeld in?»

ne hat das Konsumverhalten von Verbrauchern grundlegend verändert: Audio und Video haben Zuschauer nicht nur vom zentral verordneten Programmschema, sondern auch vom Standort befreit.

Dank Smartphone schnüren wir alle unsere individuellen Bündel aus Informationen und Unterhaltung – eine Gewohnheit, die seit der Markteinführung des iPads 2010 nur noch an Beliebtheit und Geschwindigkeit gewonnen hat. Networking, Konsum und Entertain-

ment sind auf einem Tablet noch verlockender. Marktforscher IDC schätzt, dass bis 2016 jährlich 222 Millionen dieser Flachrechner verkauft werden – vom iPad über Samsungs Galaxy bis den Amazon-Kindle-Tablets.

2016 wird es mehr Smartphones als Menschen geben.

Die grosse Frage ist, wie der Siegeszug des unendlich personalisierbaren Touchscreens den Nutzer verändert? Technik ist keine Einbahnstrasse, bei der Menschen neue Funktionen ersinnen. Das Gerät und seine Benutzung formen das Verhalten und machen sogar abhängig. Mit Büchern und Studien zum Thema lässt sich inzwischen eine kleine Bibliothek füllen, darunter Titel wie «iDisorder» oder «Sleeping With Your Smartphone».

Neurologen und Psychologen haben nachgewiesen, dass obsessive iPhone-Nutzer unter «Phantom-Vibrationen» leiden, auch wenn ihr Smartphone gar nicht Alarm schlägt. Wer ständig seine Nachrichten liest oder seinen Status in sozialen Netzen aktualisiert, aktiviert dieselben Hirnregionen, die im Kernspin-Tomografen bei Sex oder Rauschgiftkonsum aufleuchten.

Sherry Turkle ist eine MIT-Forscherin, die die Wechselwirkung von Technologie und Gesellschaft seit mehr als drei Jahrzehnten beobachtet, zuletzt in ihrem Buch «Alone Together». Ihr Fazit: «Wir sind so damit beschäftigt zu kommunizieren, dass wir keine Zeit mehr haben, zu denken und wirkliche Verbindungen einzugehen. Das Gerät und die Programme

Verändert das Smartphone den Nutzer?
Neben diesen oft trivialen Anwendungen im Dienste von Klatsch und Tratsch hat das Phänomen iPhone auch die Arbeitswelt umgekämpft und aufgrund seiner Wandlungsfähigkeit den einstigen Favoriten Blackberry weit hinter sich zurückgelassen. Das Stichwort heisst BYOD, kurz für «Bring Your Own Device». Mitarbeiter bringen ihr Smartphone oder Tablet zum Arbeitgeber und wollen damit auf Firmendaten zugreifen, selbst wenn sie fern des Schreibtischs und jenseits der Arbeitszeiten sind. «Das ist ein faszinierender Trend, der einerseits die Moral in einer Firma hebt, andererseits Sicherheitsfragen aufwirft», sagt Crawford Del Prete, weltweiter Forschungsdirektor bei IDC. «Mitarbeiter fühlen sich produktiver, da sie die neuesten Werkzeuge einsetzen und flexibler sind.»

Nach Del Pretes Erhebungen ist der Anteil derjenigen, die ihre eigenen Smartphones zur Arbeit benutzen, seit 2010 von einem Drittel auf mehr als die Hälfte in diesem Jahr geschnellt. Dank iPhone gibt es kein Zurück mehr, sagt der IT-Experte: «Die Zeiten, in denen ein CIO seinen Kunden oder Mitarbeitern vorschreiben konnte, welches Gerät sie benutzen dürfen, sind vorbei.» Das gilt um so mehr, als Jugendli-

Von 1600 Chefs schalten nur 50 das Smartphone in den Ferien ab.

gaukeln einem vor, dass man sein Leben besser im Griff habe.» Das Gegen teil ist der Fall, sagt Turkle: «Die Welt serviert einem mehr Informationen als man sie je verarbeiten könnte – das Rennen kann man nicht gewinnen. Wer wirklich kreativ sein und etwas zu Ende bringen will, muss sich ausklinken.» Das ist leichter gesagt als getan, wie Experimente von Leslie Perlow von der Harvard Business School belegen. Sie befragte 1600

Führungskräfte und fand heraus, dass nur einer von 50 sein Smartphone in den Ferien ausschaltet. Wer immer online und verfügbar sein kann, ist über kurz oder lang auch tatsächlich 24 Stunden lang online und verfügbar. Mit einem kleinen Team der Beraterfirma Boston Consulting Group probierte Perlow aus, wie schwierig der Griff zum Ausknopf ist. Jeder Studienteilnehmer sollte sich einen Abend die Woche nach 18 Uhr ausklinken – was ihnen anfangs schwerfiel.

Nur die Gewissheit, dass alle mittaten, sowie eine begleitende Gruppentherapie, in der jeder Wissensarbeiter seine Ängste ausdiskutierte, halfen beim Sprung über den Smartphone-Abgrund. «Wir stellten überrascht fest, dass die Teilnehmer engagierter bei der Sache waren, sich besser Prioritäten setzen konnten und mehr miteinander redeten», so Perlow, die ihr Experiment inzwischen auf tausend Berater teams in 14 Ländern ausgedehnt hat.

Der Datenteppich der Zukunft

Jeder Mensch indes geht anders mit seinem Mobilgerät um, und man sollte sich davor hüten, den Gebrauch eines Smartphones mit der Sucht nach den darauf installierten Apps zu verwechseln. Eine Auszeit vom Leben am drahtlosen Gängelband lässt sich am Besten in den eigenen vier Wänden lernen, wie der Psychologe Larry Rosen in seinem Buch «iDisorder» beschreibt. Etwa, beim gemeinsamen Abendessen Mobilgeräte vom Tisch zu verbannen und sich mit seiner Familie zu unterhalten.

Wissenschaftler sind keineswegs einer Meinung, wenn es um die angeblich der intellektuellen Leistung abträglichen Taschenrechner geht. Ein Smartphone mit allen möglichen Sensoren eignet sich nämlich perfekt zur Demokratisierung des Wissenschaftsbetriebs. Das kann entweder durch den persönlichen Gebrauch geschehen, etwa als Patient, Athlet oder Umweltschützer, oder in einem millionenstarken, lose organisierten Team von Forschern und Ermittlern. Big Data – also das zeitnahe Erfassen, Verarbeiten und Darstellen grosser Datenmengen – wird zu einem erheblichen Teil davon beeinflusst werden, was Smartphones Sekunde für Sekunde ins Netz einspeisen. Google etwa berechnet seine Stauprognosen anhand der Reise geschwindigkeit aller Android-Telefone,

die gerade in den Taschen ihrer Eigentümer unterwegs sind – ohne dass eine Behörde teure Sonden in den Asphalt einbetten muss.

Urbanitätsforscher wie Carlo Ratti vom Massachusetts Institute of Technology setzen auf Mobilgeräte, mit denen Bürger ihre Städte vermessen. «Smartphones und Sensoren machen jede Stadt zu einem riesigen Computer, bei dem jeder Mann die Daten sehen kann, und können so die Lebensqualität verbessern», sagt Ratti, der am MIT das Senseable City Lab leitet. Ihm schwebt nach Experimenten von Brasilien über Kopenhagen bis Singapur ein dichter Datenteppich vor, den autonome Sonden und die Smartphones engagierter Bürger weben und von dem alle profitieren, etwa was Verkehrsführung, flexible Infrastruktur oder geringere Umweltbelastung angeht.

Und der Datenschutz? Die verschiedenen sozialen Netzwerke haben zumin-

dest die jungen Benutzer längst davon überzeugt, ihre persönlichen Geheimnisse dem Web anzuvertrauen – die eigene Position gehört dabei noch zu den harmlosen Offenlegungen. Und dies, obwohl 94 Prozent der Schweizer Jugendlichen im Ju-

94 Prozent denken,
dass ihre Facebook-
Daten nicht sicher
sind.



gendbarometer sich bewusst sind, dass ihre Facebook-Daten in falsche Hände gelangen können!

Noch ist die Always-on-Welt erst in Umrissen erkennbar, denn nur knapp eine Milliarde der rund sechs Milliarden Mobiltelefone weltweit sind Smartphones. Allerdings läuft bereits ein Zehntel allen Internetverkehrs drahtlos ab, zehn Mal so viel wie noch vor drei Jahren, Tendenz steigend.

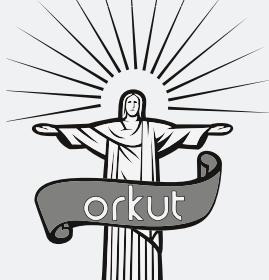
Bald werden weite Teile der Welt mit einem elektronischen Zentralnervensystem überzogen sein, bei dem Taschenrechner wichtige Knotenpunkte sind. Smartphones werden im Vorübergehen aufgeschnappte Messwerte wie Luftqualität oder Körpertemperatur ins globale Rechengeschehen einspeisen, das unsere Familien und Schulen ebenso versorgt wie Stadtplaner und Epidemiologen. Diese buchstäblich rund um die Uhr «selbstbewusste» Welt ist näher, als man denken möchte: Im Jahr 2016, sagen Fachleute des Networking-Hauses Cisco Systems voraus, wird es mehr Mobilgeräte als Menschen auf der Welt geben. ■

Steffan Heuer verfolgt als USA-Korrespondent des deutschen Wirtschaftsmagazins «brand eins» in San Francisco Innovationen rund um Ökonomie und Technologie. Seine Berichte und Analysen erschienen außerdem in der deutschen Ausgabe der «Technology Review» des MIT und «The Economist».

Soziale Netzwerke in Brasilien

500 Online-Freunde sollt ihr sein!

Niemand hat mehr Online-Bekanntschaften als die Brasilianer. Und erst 40 Prozent der Bevölkerung sind im Netz. Facebook und Orkut von Google liefern sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen.



Für Internetunternehmen, insbesondere für die Betreiber von Social Media wie Twitter, Facebook oder LinkedIn, ist Brasilien das irdische Paradies. Neusten Umfragen zufolge sind nahezu 100 Prozent der brasilianischen Internetnutzer auch Mitglieder eines sozialen Netzwerkes, und für 60 Prozent sind soziale Netzwerke der Hauptgrund, überhaupt online zu gehen. In keinem anderen Land der Welt gibt es prozentual mehr Twitterer, nirgendwo sonst wächst Facebook schneller.

Und das brachliegende Potenzial ist schwindelerregend, liegt doch der Anteil der Internetnutzer an der Gesamtbevölkerung noch immer bei vergleichsweise bescheidenen 40 Prozent – das ist halb so viel

wie in den USA. Im Jugendbarometer rängieren die Jugendlichen Brasiliens vor den USA und der Schweiz im Kontaktieren von Freunden via soziale Netzwerke.

Die brasilianische Euphorie für Social Media hat mehrere Gründe. Das Klischee von den offenen, kontaktfreudigen, immer zu einem Flirt bereiten Brasilianerinnen und Brasilianern enthält einen grossen Wahrheitskern. So hat ein Benutzer sozialer Netzwerke in Brasilien durchschnittlich 481 Freunde – das ist Weltrekord. Beim Schlusslicht Japan sind es 29. Außerdem sind während der letzten zehn Jahre in der wichtigsten lateinamerikanischen Volkswirtschaft Millionen in die Mittelschicht aufgestiegen. Die Angehörigen dieser neuen, selbstbewussten sozialen Gruppe haben das Bedürfnis, sich zu präsentieren und mit ihresgleichen zu kommunizieren. Internet und soziale Netzwerke werden auch als Chance wahrgenommen, um die von wenigen grossen Konzernen beherrschte brasilianische Medienlandschaft basisdemokratisch zu unterwandern. Episch ist der Kampf zwischen Facebook

und dem nach ähnlichen Prinzipien funktionierenden Netzwerk Orkut. Das von Google betriebene, nach seinem türkischen Erfinder Orkut Büyükköktün benannte Unternehmen stellt eine brasilianische Besonderheit dar. 2004 gegründet, war es jahrelang der unangefochte Marktführer, ehe bei seinem Konkurrenten Facebook Mitglieder und Zugriffe geradezu explodierten. Während der letzten drei Jahre nahmen dessen User um das Sechsfache zu, heute ist Brasilien nach den USA das Land mit den zweitmeisten Facebook-Profilen. Im Dezember 2011 ging Facebook gegenüber Orkut mit monatlich 36 zu 34 Millionen Nutzern erstmals in Führung. Die 33-jährige Englischlehrerin Lisandra Coelho sagt, sie habe zwar noch ein Konto bei Orkut, benutze aber nur noch jenes bei Facebook. Dasselbe gelte für ihre Freunde und Schüler. «Weil bisher fast alle Orkut verwendeten, hat Facebook in Brasilien noch eher den Reiz des Neuen», sagt sie. Im Unterschied zu Orkut sei Facebook international ausgerichtet, und das Niveau der Postings deutlich höher.

Sandro Benini

Junges Glück

Freunde, Treue und gutes Familienleben wünschen sich die Jugendlichen. Mister-Romandie-Kandidat Fernando Cuccaro hatte alles – bereits mit 15 Jahren. Die aussergewöhnliche Geschichte eines jungen Familenvaters.

Von Beatrice Schlag und Cédric Widmer (Bild)



Fernando Cuccaro, 18, mit Familie: «Wir wussten, dass wir etwas riskierten. Aber die Vorstellung, dass Emma schwanger werden könnte, war auch grossartig.»

IM LETZTEN FRÜHLING BEWARB SICH Fernando Cuccaro für die Wahl zum Mister Suisse Romande 2012. Kein Mensch fragte ihn, ob er Vater sei. Das Reglement, das Miss-Kandidatinnen mit Kindern ausschliesst, sagte nichts dergleichen über Männer. Der gutaussehende Romand mit den sanften Augen und den tadellosen Manieren wurde als Kandidat aufgenommen.

Fernando Cuccaro ist ein Mann, der alles richtig machen will. Er ist unbändig stolz auf seinen Sohn Raúl. Manchmal be-

kommt er feuchte Augen, wenn Raúl ihm entgegenläuft und «Papa» jauchtzt. Aber er kennt die Reaktionen, wenn einer, den man auf höchstens siebzehn schätzen würde, sagt, er habe einen zweijährigen Sohn. Dann gehen die Leute zu wie Austern. Sie wissen nicht, wie reagieren.

Emma, Fernando und der kleine Raúl warten wie vereinbart am Bahnhof im freiburgischen Châtel-Saint-Denis. Von Weitem sehen sie aus wie eine kleine Bilderbuchfamilie: Zwei ausnehmend attraktive

Erwachsene, im Kinderwagen ein munterer Zweijähriger, der ungeduldig an seinem Sicherheitsgurt zerrt. Erst aus der Nähe bemerkt man, wie unglaublich jung die Gesichter der Eltern sind. Sie sind beide sichtlich befangen und lächeln angestrengt. Dass Cuccaros Erfahrung als minderjähriger Vater mehr Interesse wecken würde als sein Aussehen als Kandidat, hatte er nicht erwartet. Bis dahin hatte seine frühe Vaterschaft ausser den Klatschmäulern niemanden gekümmert.

Fernando Cuccaro, Sohn einer italienischen Mutter und eines portugiesischen Vaters, ging noch zur Schule, als Emma, die gerade eine Coiffeurlehre angefangen hatte, schwanger wurde. Er sei glücklich, sagt Fernando als Erstes, dass sie jetzt endlich über 18 und damit auch legal erwachsen seien. Denn das mit dem Erwachsenwerden mussten sie lange vor ihren gleichaltrigen Freunden angehen. Seit der kleine Raúl vor zweieinhalb Jahren geboren wurde, ist keine Zeit und kein Geld mehr da für Drinks, Clubs und durchgefeierte Nächte.

Als die Eltern der beiden Teenager von der Schwangerschaft erfuhren, waren sie entsetzt. «Meine Eltern sagten, ich sei zu jung und nicht reif für ein Kind», sagt Emma. «Aber ich habe einfach nicht zugehört. Für mich kam eine Abtreibung nie in Frage.» Auch Fernandos Eltern waren gegen die Schwangerschaft. Aber gegen Emmas eiserne Entschlossenheit, das Baby zu bekommen, hatten sie keine Chance.

Die Geburt verpasst

Eine Panne, sagt Fernando, sei die Schwangerschaft nicht wirklich gewesen: «Wir wussten, dass wir etwas riskierten. Aber die Vorstellung, dass Emma schwanger werden könnte, war auch irgendwie grossartig. Wir wollten unbedingt Eltern werden. Nur nicht so bald.» Er war glücklich, dass Emma das Kind behalten wollte. Aber er hatte auch Angst. Wie sollte er für die Familie sorgen können? «Ich wusste nicht, wie ich mit einem Kind den Schulabschluss schaffe. Und ich wollte doch, dass mein Sohn eines Tages sagen kann, sein Vater sei Ingenieur oder sonst etwas Cooles.»

Während Emmas Schwangerschaft sahen sie sich fast täglich. Sie wohnten beide bei den Eltern, er in Bulle, sie im 20 Minuten entfernten Châtel-Saint-Denis. Aber wann immer Emma Heissunger hatte, war Fernando zur Stelle, brachte Süßigkeiten oder einen Big Mac aus Bulle, weil es in Saint-Denis keinen McDonald's gibt. Am 26. April vor zwei Jahren feierten

sie seinen 16. Geburtstag in einem Restaurant, als Emma plötzlich heftige Schmerzen bekam. Sie war erst im siebten Monat schwanger und glaubte nicht, dass es bereits Wehen sein könnten. Er brachte sie sofort zu ihren Eltern nach Hause und googelte dort im Internet hastig nach Geburtssymptomen. Es sei so weit, sagte das Internet. Im Krankenhaus war man anderer Meinung. Das junge Paar wurde nach Hause geschickt, es sei zu früh für eine Geburt.

Fernando begleitete Emma wieder heim und vergaß in der Aufregung sein Handy bei ihr. Als er am nächsten Morgen bei Emma aufkreuzte, war niemand da. Er wartete stundenlang, bis er schliesslich aus-

ein Mädchen, das bereits mit zwölf ein Kind hatte.» Sexuelle Beziehungen, sagen beide, hätten praktisch alle in ihrer damaligen Klasse gehabt, sie seien keine Ausnahme gewesen. Die Ausnahme sei nur, dass Emma schwanger geworden sei und das Kind gewollt habe. Die Ausnahme ist auch, dass ihr Freund jünger war. Wenn Teenager schwanger werden, sind die Väter in der Regel älter. Manchmal 19, manchmal 30.

Der Alltag der beiden ist anstrengend. Fernando schmiss die Schule wenige Monate nach Raúls Geburt. «Ich hatte den Kopf nicht mehr beisammen.» Auf einer Privatschule versuchte er, die Matura zu machen. «Leider bin ich durch die Abschlussprüfung gerasselt und hab mir dann eine Arbeit gesucht. Es war alles zu viel, Raúl, Prüfungen, Verantwortung.» Seither arbeitet er als Versicherungsangestellter in Bulle. Emma arbeitet in Morges im Verkauf, die Lehre hatte sie bereits vor der Geburt abgebrochen.

Dass sie sich nur an den Wochenden sehen, macht beiden zu schaffen. Fernando glaubt, sie könnten sich bald eine gemeinsame Wohnung leisten. Emma zögert, obwohl sie inzwischen verlobt sind. Sie könnte nicht sparen, sagt sie. Fernando lächelt sie nachsichtig an. «Sie ist eben verwöhnter als ich. Aber ich liebe sie, wie sie ist. Meine Eltern hatten nicht viel Geld, ich kann leichter verzichten.»

Dass sie mit dreissig einen Teenager als Sohn haben werden, begeistert beide. «Wir werden dann noch jung und die coolesten Eltern weit und breit sein», sagt Emma. Auch Fernando hat keinerlei Angst vor der Zukunft: «Ich werde dann viel mehr Erfahrung haben. Es ist die Gegenwart, die mir Sorgen macht.»

Eine willkommene Abwechslung bringt im Dezember die bevorstehende Mister-Wahl. Fernando Cuccaro wollte bei der Bewerbung durch seine Vaterschaft kein Aufsehen erregen. Erst bei einem späteren Treffen mit den Organisatoren hatte er beiläufig seinen Sohn erwähnt. Umgehend wurde der Ausschluss von Teilnehmern mit Nachwuchs in die Aufnahmedingungen für die nächste Austragung aufgenommen. Fernando Cuccaro bleibt Kandidat und hat bei der Wahl am 31. Dezember durchaus gute Chancen: Welcher andere Kandidat wurde schon so früh Vater und stahl sich keinen Tag aus der Verantwortung? ■

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Freunde, Ehrlichkeit, Treue, Familie

Die Schweizer Jugendlichen halten traditionelle Werte hoch.



«Wie wichtig sind die folgenden Dinge für Sie?»

Beatrice Schlag schreibt als Redaktorin und Kolumnistin der «Weltwoche» aus Zürich und Los Angeles.



«Leidenschaftlich
gefühle Empörung
lässt die Menschen
aus ihrer Lethargie
erwachen und aktiv
werden.» *Stéphane
Hessel, 94.*

Vive la Révolution !

Im Internet-Zeitalter ist es schwierig, sich bei der Jugend mit politischen Anliegen Gehör zu verschaffen. Besonders wenn man 94 Jahre alt ist und dies über den Schriftweg versucht. Stéphane Hessel ist das Unterfangen mit der Veröffentlichung zweier Manifeste gelungen: «Empört Euch!» und «Engagiert Euch!» treffen den Nerv einer Generation.

Von Mandana Razavi und Christian Grund (Foto)

Stéphane Hessel, nach einem ausserordentlich bewegten Leben, das geprägt war von den Werten der französischen Résistance, rufen Sie die Jugend an Ihrem Lebensabend mit Ihren zwei Pamphleten zum Widerstand auf. Weshalb?

Leidenschaftlich gefühlte Empörung – das Grundmotiv der Résistance – lässt die Menschen aus ihrer Lethargie erwachen, lässt sie stark und aktiv werden. Diese Erfahrung habe ich selbst oft genug gemacht. Für mich war die tiefe Abscheu vor dem Nationalsozialismus ein Schlüssel zum politischen Engagement. Hitler, Stalin und Franco sind mittlerweile tot. Heute existieren andere Bedrohungen.

Daher möchte ich, als nunmehr sehr alter Veteran der Widerstandsbewegung, die junge Generation aufrufen, unser geistiges und moralisches Erbe anzutreten und die Werte der Résistance zu verteidigen.

Die Ergebnisse des Credit Suisse Jugendbarometers ergeben zum wiederholten Mal, dass die Jugendlichen eher apolitisch sind. Sie streben vorwiegend das kleine Glück an, das Individualwohl ist das erklärte Lebensziel.

Dann sollten wir versuchen, die Gründe dafür zu verstehen, nicht? Es ist doch nur natürlich, dass gerade für junge Menschen das individuelle Glück im Vordergrund

steht. Und um die Jugendlichen zu mobilisieren, muss man ihnen erst einmal das Gefühl geben, dass man sie ernst nimmt, dass ihre Meinung zählt.

Wie soll das geschehen?

Wir müssen sie davon überzeugen, schon heute ihren Platz in der Gesellschaft einzunehmen, nicht erst in der Zukunft. Wenn wir ihnen glaubhaft vermitteln können, dass wir unser Vertrauen in sie setzen, dürfen wir auf eine grosse Kraft hoffen. Die Stärke der Jugend ist letztlich die Fähigkeit zu Solidarität, Gruppenzugehörigkeit hat einen enormen Stellenwert in diesem Alter. Das waren auch ►

die Gründe, die mich dazu bewogen haben, die beiden Büchlein zu schreiben und die Jungen weltweit dazu aufzurufen, sich zur Wehr zu setzen. Für die anstehenden Herausforderungen brauchen sie jedoch unseren Rückhalt.

Als Sie jung waren, hielten Totalitarismus und Krieg die Welt im eisernen Griff. Gegen was soll sich das Kollektiv in der heutigen industrialisierten Welt empören?

Es stimmt schon, dass die Gründe, gemeinsam Widerstand zu leisten, nicht mehr ganz so offen zu Tage treten. Dennoch existieren sie: So hat die Profitgier das gesamte Wirtschaftssystem in Schieflage gebracht. Selbst demokratisch regierte Staaten wie Griechenland, Spanien und Italien sind mittlerweile hoch verschuldet. Die Arbeitslosigkeit, gerade unter den jungen Menschen, ist ein grosses Problem. Noch nie war die Kluft zwischen den Armen und den Reichen so gross, und dies nicht nur in den Ländern Afrikas oder Südamerikas. Denken Sie nur an die Banlieues von Paris oder die Vororte Londons, in denen es immer häufiger zu gewalttätigen Auseinandersetzungen kommt. Zudem steht es denkbar schlecht um unseren Planeten Erde, wir betreiben Raubbau, als gäbe es kein Morgen.

Inwiefern ist das Programm der Résistance denn heute noch aktuell?

Seit damals hat sich zwar vieles verändert, nicht aber die Werte, für die wir uns eingesetzt haben: Unser dezidiertes Nein zum reinen Profitdenken und zur sozialen Ungleichheit sowie unser Ja zu Demokratie, zu sozialer Sicherheit und zur Rede- und Pressefreiheit haben nichts an Aktualität eingebüßt.

Credit Suisse Jugendbarometer 2012

Engagierte Amerikaner

Jugendliche in den USA und Brasilien bewerten «politisch engagiert sein» als wichtigeres Lebensziel als Schweizer Jugendliche.



«Was streben Sie in Ihrem Leben an?»

Sie betonen die Bedeutung von Werten: Die Ergebnisse des Jugendbarometers lassen darauf schliessen, dass die Jugendlichen in religiösen Ländern wie Brasilien toleranter denken und dem Gemeinwohl eine grössere Bedeutung zumessen als ihre eher agnostischen Altersgenossen in der Schweiz.

Was sagen Sie als bekennender Atheist dazu? Ich bin zwar selbst nicht religiös, aber ich weiss, dass Religionen schon immer dazu beigetragen haben, dass sich die Menschen für andere interessiert haben. Die Botschaften der grossen Religionen sind im Grundsatz positiv und proklamieren Werte wie Nächstenliebe. Insofern überrascht mich das Ergebnis aus Brasilien nicht. Leider werden die ursprünglichen Botschaften der religiösen Schriften oft absichtlich falsch ausgelegt und als

Der Weg ist noch weit, das ist richtig. Aber auch am Anfang des arabischen Frühlings stand letztlich die Empörung der Menschen, insbesondere der jungen Bevölkerung. Vom Tahrir-Platz über die Akropolis bis hin zur New Yorker Wallstreet bekunden die Menschen ihren Missmut über die Wirtschaftskrise und verlorenes Vertrauen in die Regierungen. Die Regimewechsel in Tunesien, Ägypten, Libyen oder Jemen sind Beispiele dafür, dass aus der Empörungshaltung sehr wohl konkrete Handlungen erwachsen können. Wir sollten uns nichts vormachen: Vertrauenschwund und Widerstand gegen die herrschende Ordnung regten sich auch in demokratisch regierten Ländern wie Griechenland oder Spanien bis hin zu den USA.

Der Empörung wurde Genüge getan, jetzt müssen Lösungen her. Wo sehen Sie Handlungssätze?

Unsere Probleme sind kaum mehr national zu bewältigen. Regierungen müssen künftig verstärkt im Verbund agieren. Wir steuern gewissermassen auf ein Weltbürgertum zu. Wenn wir wieder auf die Wirtschaft zu sprechen kommen, erachte ich es als zwingend für die Finanzindustrie, die Gründe für die Krise zu reflektieren und die Lehren daraus zu ziehen. Ich bin kein Bankier, aber ich finde den Ansatz von Claude Alphandéry sehr vielversprechend, der sich für eine soziale und solidarische Ökonomie einsetzt, um die Kluft zwischen Arm und Reich zu verringern. Im Bereich Umwelt ist es unerlässlich, dass Wirtschaft, Politik und NGOs gemeinsam nach Lösungsansätzen suchen, um der rücksichtslosen Ausbeutung der Erde Einhalt zu gebieten.

Und was kann der Einzelne tun?

Für das Individuum gilt es – und hier appelliere ich eindringlich an die Jugend – sich zu engagieren. Ich bin, genau wie Sartre, der Überzeugung, dass wahres Menschsein mit Verantwortungsbewusstsein beginnt. Das bedeutet konkret, dass man sich mit Politik auseinandersetzen muss, dass man die Parteien unterstützt, die diesen Themen die notwendige Priorität verleihen, und dass man wählen geht. Wir alle sind mitverantwortlich.

«Regierungen müssen künftig im Verbund agieren. Wir steuern auf ein Weltbürgertum zu.»

Instrumente der Machterhaltung missbraucht. Daher brauchen wir etwas, das über die Religion hinausgeht – eine Art universellen Humanismus, der durchaus auch religiöse Elemente beinhalten kann. Etwas wie die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, an deren Erstellung ich mitgearbeitet habe. Schon der Inhalt des ersten Artikels kommt dem, was ich meine, sehr nah: «Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.»

Das Ziel einer gerechten Welt – wie sie Ihnen vorschwebt – scheint angesichts der mannigfaltigen globalen Konflikte eher utopisch.

STÉPHANE HESSEL

Ein Zeuge des Jahrhunderts

1917

KINDHEIT

Stéphane Hessel wird 1917 als Sohn des jüdischen Schriftstellers Franz Hessel und der Journalistin Helen Grund in Berlin geboren. Als er sieben Jahre alt ist, übersiedelt die Familie nach Frankreich.

1941

LA RÉSISTANCE

Mit 24 Jahren schliesst sich Hessel der französischen Résistance unter der Führung General de Gaulles an.

2010/11

«EMPÖRT EUCH!»

Stéphane Hessel lebt heute mit seiner zweiten Frau in Paris. Seine beiden Schriften «Empört Euch!» und «Engagiert Euch!» wurden in 30 Sprachen übersetzt und verkauften sich seit ihrer Erscheinung 2010 und 2011 weltweit millionenfach.

1944

BUCHENWALD

Als Mitglied des bewaffneten Widerstands wird er 1944 von der Gestapo verhaftet, in das KZ Buchenwald deportiert und zum Tode verurteilt. Unter dramatischen Umständen gelingt ihm die Flucht.

AB 1950

DIPLOMATIE

Stéphane Hessel bekleidet verschiedene diplomatische Ämter. Er lebt zwei Jahre in Vietnam, wird von Präsident Mitterrand in den Botschafter-status erhoben, begründet die «Association France-Algérie» mit, berät den Präsidenten von Burkina Faso und engagiert sich für die Idee eines vereinten Europas.

1948

MENSCHENRECHTE

Nach dem Krieg ist Hessel als UNO-Diplomat an der Redaktion der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte beteiligt.



Desinteresse und Passivität können wir uns nicht erlauben. Genauso inakzeptabel sind aber terroristische Gewaltakte, um Veränderungen durchzusetzen.

Sie waren Zeuge der wohl abgründigsten Seiten, die die menschliche Gesellschaft an den Tag legen kann. Sie haben grosses Leid gesehen und am eigenen Leib erfahren. Dass Sie noch immer mit Zuversicht in die Zukunft blicken, erstaunt mich.

Diese Einstellung habe ich in erster Linie meiner Mutter zu verdanken. Sie war es, die mir beigebracht hat, dass man erst selbst glücklich sein muss, um andere glücklich machen zu können. Ich habe vieles überstanden: den Zweiten Weltkrieg, das KZ und andere Schwierigkeiten,

oft, weil ich einfach nur Glück hatte. Und wann immer ich junge Menschen treffe, wie Sie jetzt beispielsweise, sage ich ihnen, dass sie zuversichtlich sein sollen bezüglich ihrer Zukunft und ihrer Vorhaben.

Glauben Sie nicht, dass Sie die Probleme unserer Zeit ein wenig unterschätzen?

Natürlich stehen wir vor grossen Herausforderungen – ich bin alt, aber nicht naiv. Meine Zuversicht und mein Glücksgefühl röhren jedoch daher, dass ich in meinem Leben mit scheinbar ausweglosen Situationen und Problemen konfrontiert war, die letztlich doch gelöst werden konnten durch die Entkolonialisierung beispielsweise oder den Sieg über den Totalitarismus. Wohl musste ich Bekannt-

schaft mit einigen Gestapo-Offizieren machen, aber ich durfte auch wirklich inspirierende Menschen wie etwa Man Ray, Marcel Duchamp oder Hannah Arendt kennenlernen. Und so bin ich überzeugt, dass auch unsere augenblicklichen Probleme überwunden werden können. Der Mensch verfügt über genügend Klugheit in seinem Kopf und über genügend Gemüt im Herzen, um Probleme zu lösen, die ihm im Moment vielleicht als unerträglich erscheinen. Glauben Sie mir! ■

Wettbewerb

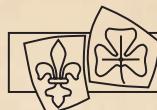
Das Bulletin verlost ein signiertes Exemplar von «Empört Euch!» und zwei von «Engagiert Euch!». Details unter: www.credit-suisse.com/bulletin.

Der grosse Traum vom Eigenheim

Das eigene Haus gehört laut Jugendbarometer zu den grössten Lebenszielen der Jugendlichen. Je 76 Prozent in der Schweiz und den USA streben es an, in Brasilien sind es gar 80 Prozent.



ANDREAS GEFE «Ich wollte in meiner Illustration die Ambivalenz zwischen Traum und Wirklichkeit einfangen. Der Wunsch nach einem (eigenen) Häuschen ist mir verständlich, die Konsequenzen davon sind aber nicht nur romantisch, wie etwa der dadurch entstehende Verkehr, die Isolation usw. Dies habe ich in der Farbgebung und der formalen Umsetzung einzubringen versucht.» *Andreas Gefe wurde bekannt durch seine Arbeiten für «Die Weltwoche», «NZZ Folio», «NZZ am Sonntag». Seine Bücher sind bei Edition Moderne erschienen.*



Schweizerische Pfadistiftung
Fondation suisse du scoutisme
Fondazione svizzera dello scoutismo



EINMAL PFADI – IMMER PFADI.

Werde jetzt Mitglied bei den Silver Scouts
– dem Kreis der Ehemaligen.

Als Silver Scout hilfst du zum einen der Pfadi mit einem regelmässigen Zustupf, profitierst aber andererseits von vielen Vorteilen, die nur einem VIP (Very Important Pfadi) zugute kommen. Über die Silver Scout Webplattform hast du die Möglichkeit, alte Pfadifreundschaften zu erneuern oder neue zu knüpfen.

Auch informieren wir dich regelmässig über Neuigkeiten aus der Pfadiwelt und geben dir bekannt, wann und wo lokale Treffen stattfinden. Und damit man dich auch immer und überall als Silver Scout erkennt, schenken wir dir eine Anstecknadel, die speziell für die Silver Scouts gestaltet wurde.



Jetzt anmelden:
www.silverscouts.pbs.ch



Der Weg nach oben hat noch nie so viel Spass gemacht.

Der neue CLS Shooting Brake mit 4MATIC.

Dem permanenten Allradantrieb mit elektronischem Traktionssystem.

Entdecken Sie die Faszination des neuen CLS Shooting Brake mit 4MATIC. Der permanente Allradantrieb von Mercedes-Benz ermöglicht selbst bei widrigen Fahrbahnzuständen eine dynamische, komfortable und sichere Fahrt. Ab 16. November 2012 können Sie den neuen CLS Shooting Brake bei Ihrem Mercedes-Benz Partner erleben oder unter

www.mercedes-benz.ch/clsshootingbrake

CLS 350 CDI 4MATIC BlueEFFICIENCY Shooting Brake	CHF 87 900.-
Ihr Preisvorteil	CHF 5274.-*
Ihr Flottenrabatt	CHF 6610.-*
Barkaufpreis	CHF 76 016.-
4,4 % Leasing ab	CHF 905.-/Mt.**



MERCEDES-SWISS-INTEGRAL

Das serienmässige Service- & Garantiepaket für alle Modelle - exklusiv von Mercedes-Benz Schweiz AG.
10 Jahre Gratis-Service, 3 Jahre Vollgarantie (beides bis 100 000 km, es gilt das zuerst Erreichte).



Mercedes-Benz

* CLS 350 CDI 4MATIC BlueEFFICIENCY Shooting Brake, 265 PS (195 kW), 2987 cm³, 176 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 159 g/km), 6,7 l/100 km (Benzinäquivalent: 8,0 l), Energieeffizienz-Kategorie: D. Fzg.-Listenpreis CHF 87 900.- abzüglich 6% Preisvorteil und 8% Flottenrabatt ergibt einen Barkaufpreis von CHF 76 016.-. Abgebildetes Modell inkl. Sonderausstattungen: CHF 103 890.-. Der Flottenrabatt von 8% basiert auf einer Gesamtfahrtparkgröße von 1 bis 7 Fahrzeugen. Angebot gültig für Unternehmen mit Handelsregistereintrag oder gültiger MwSt.-Nummer. Das Fahrzeug muss auf das Unternehmen oder auf einen flottenrabattberechtigten Mitarbeiter immatrikuliert werden. Die Mindesthaltezeit beträgt 6 Monate.

** 1. gr. Leasingrate: CHF 8000.-, Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 15 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 4,49 %, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 905.- exkl. Ratenabsicherung PPI. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Änderungen vorbehalten. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann.

Angebot gültig bei Kaufvertrag zwischen 01.10.2012 und 31.12.2012, Immatrikulation kann bis zum 31.03.2013 erfolgen. Alle Preise inkl. 8% MwSt.